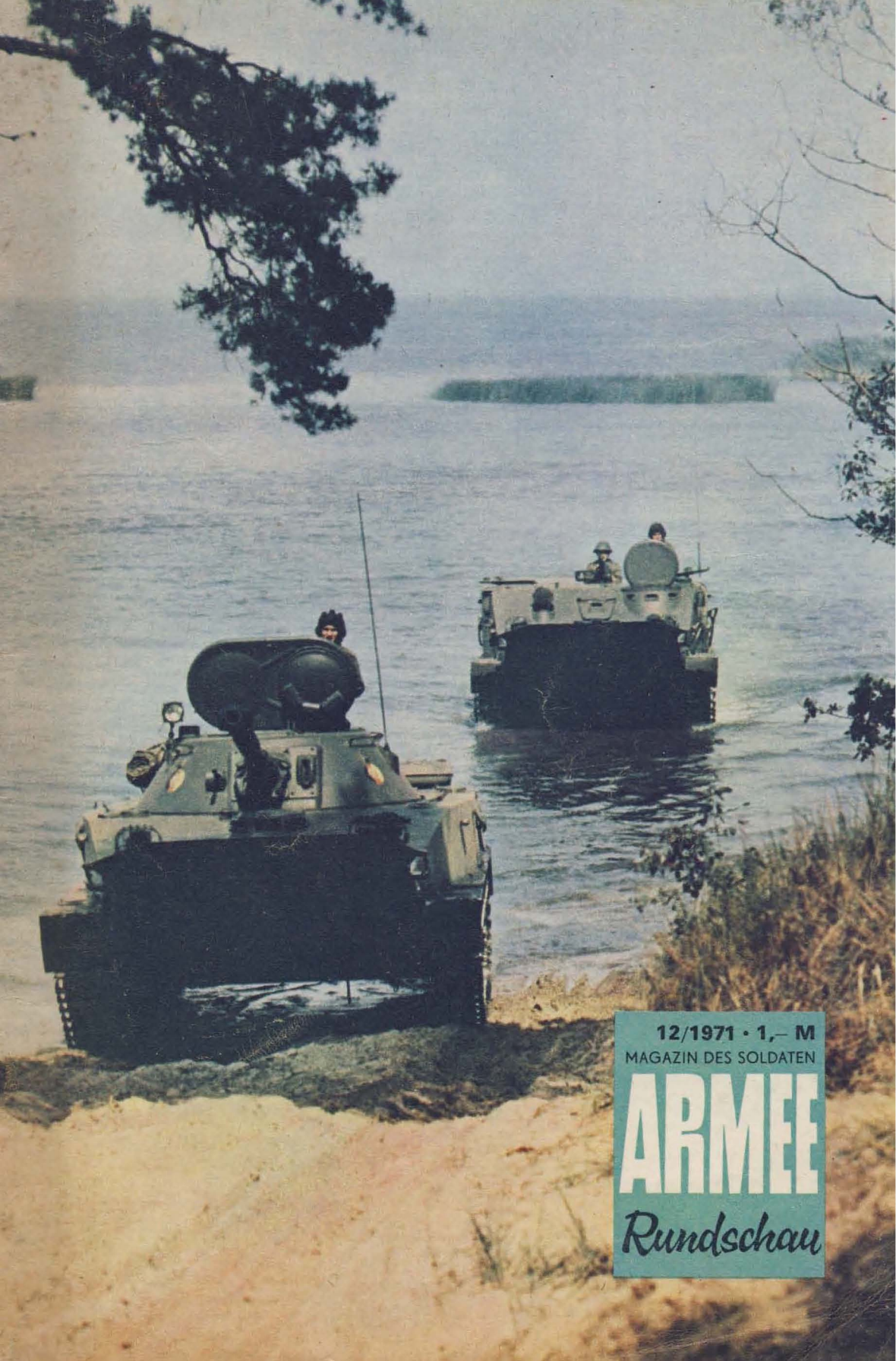


12/1971 · 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN

ARMEE Rundschau

Soldat Hieger fragt:
Wer ist eigentlich zuständig für den Wettbewerb – der Kommandeur oder die FDJ?

Soldat Wegelt fragt: Warum erhalten Soldaten nur bis Mitternacht Ausgang?

Oberstleutnant Dr. Usczeck antwortet:

Nun könnte man einfach sagen: Beide! Obwohl das gar nicht einmal falsch wäre, würde es dennoch besonders Ihnen, der Sie gerade erst seit November Soldat sind, wohl kaum helfen.
Mit dem neuen Ausbildungsjahr hat auch der neue Wettbewerb begonnen: „Kampfauftrag 72". In ihm geht es darum, jedermanns Initiative sowie Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit so zu entwickeln, daß die militärische Hauptaufgabe erfüllt wird.
Verantwortlich für Kampfkraft, Gefechtsbereitschaft, Disziplin und alle anderen Seiten des militärischen Lebens ist der Kommandeur – gleich, ob er ein Regiment führt oder eine Gruppe. Er kennt am besten die Aufgaben, die zu bewältigen sind. Also muß er auch die Ziele für den Wettbewerb abstecken, sie allen Genossen erläutern und ihnen begründete Vorschläge für ihre Verpflichtungen und Kampfprogramme machen, damit sie real und effektiv werden, damit der Wettbewerb zum produktiven Wetteifern führt.
Und die FDJ?
An ihr ist es, den Kommandeur dabei zu unterstützen. Motto: Herz und Verstand aller erreichen, jeden für unsere sozialistische Klassenposition gewinnen, im Kampf um Höchstleistungen keinen zurücklassen! Folglich sprechen die FDJ-Leitungen in diesen Wochen mit allen jungen Soldaten, ob FDJler oder nicht, um ihnen ihre persönliche Verantwortung klar zu machen und zu erreichen, daß jeder konkrete und abrechenbare Aufgaben bekommt, daß jeder weiß, was er zu tun hat. Dabei soll ganz besonders auch den frischgebakkenen Soldaten geholfen werden, sich schnell in die militärischen Kollektive einzugliedern. Zusammen mit dem Kommandeur werden die FDJ-Organisationen der Kompanien und Züge danach die öffentliche Verteidigung der Verpflichtungen organisieren – ebenso wie den Erfahrungsaustausch, die Hilfe für schwächere Kameraden oder die Massenkontrolle im Februar, wo es die erste Rechenschaft abzulegen gilt. Die dann wieder vor dem Kommandeur. Kurzum: Kommandeur und FDJ ziehen also auch im sozialistischen Wettbewerb an einem Strang, weil nur so der „Kampfauftrag 72" erfüllt werden kann.

Sie schreiben: „Wenn ich früher mit meinen Freunden ausging, waren wir manchmal die ganze Nacht auf Achse – und im Betrieb mußten wir morgens auch wieder ran. Warum geht das bei der Armee nicht? Ich sehe nicht ein, warum ich hier immerzu auf die Uhr schielen soll!"
Ring frei: Militärische Beschränktheit kontra zivile Freizügigkeit. Eine Frage: Mußten Sie sich nicht auch vorher schon bestimmten Regeln unterordnen? Ihre Ausflüge wurden doch wohl durch Ausschankschluß und Polizeistunde hin und wieder zeitlich geregelt. Und ich bin sicher, wären Sie jeden Morgen mit einem Ölkopp in der Brigade erschienen, hätten Ihnen die Kumpel gewiß gezeigt, wo der Hammer hängt.
Was nun die Armee betrifft: Von ihr wird gefordert, daß sie jederzeit gefechtsbereit ist. Tagsüber und auch zur Feierabendzeit, wenn man vielleicht gern bei einem Gläschen Bier säße, oder dann, wenn die Polizeistunde längst alle Lokaltüren geschlossen hat. Das hat Konsequenzen. Einmal, daß immer eine große Zahl Soldaten bei der Truppe sein muß, zum anderen, daß die Soldaten gut ausgebildet und jederzeit fit sind. Ein unausgeschlafener Mensch lernt nicht gut, leistet weniger, ist weniger fit. Schlußfolgerung: Dem Soldaten ist ein Minimum an Schlaf zu garantieren – auch nach dem Ausgang (und selbst dann, wenn man den einen oder anderen zu seinem Glück zwingen muß). Überdies ist das nicht nur für die Ausgänger wichtig. Denn wer vermag schon in einer Gemeinschaftsunterkunft ruhig, ungestört zu schlafen, wenn aller Stunde ein Ausgänger eintrudelt, das Licht anknipst, sich auszieht, zum Waschen geht und damit Unruhe in die Ruhe bringt? Ich nicht.
Im Ausgang auf die Uhr schauen zu müssen, ist gewiß nicht gerade angenehm. Zu vermeiden ist es nicht, wohl aber zu empfehlen.

Ihr Oberstleutnant Dr. Usczeck

SCHARF SCHÜTZEN geschichten

Im Verlaufe des Angriffs hatte das mot. Schützenbataillon die Bahnlinie Blankenhorst–Iselstein erreicht und ging zur Verteidigung über. Sein linker Nachbar war auf stärkeren Widerstand gestoßen und blieb zurück. Die linke Flanke an der Fernverkehrsstraße Blankenhorst–Thielebach war also offen. Aufklärungsergebnisse besagten, daß Teile des Gegners in die Berge westlich der Fernverkehrsstraße ausgewichen waren. Die Kräfte des Bataillons reichten jedoch nicht aus, um sie zu verfolgen; es konnte die Flanke nur am Bahnübergang Forsthaus verstärkt sichern. Zwei Scharfschützen wurden ihm dafür zugeteilt. Diese sollten verhindern, daß der Gegner über Melder mit seinen versprengten Kräften Kontakt aufnahm. Bahnlinie und Straße, die dort auf dem Kamm des Mittelgebirges verliefen, boten sich dafür an; durch den verschneiten Wald zu gelangen, war fast unmöglich.

Das war die Lage, als sich die Gefreiten Kretschmar und Zimmermann der Straße näherten und sich die günstigsten Stellungen suchten. Die nebenstehenden Fotos zeigen, wie sie sich annäherten. Die taktische Lage und die Fotos sollen Ihnen, lieber Leser, helfen, durch aufmerksames Beobachten des Geländes um den Bahnübergang die Stellungen beider Soldaten zu finden. Auf Seite 31 ist das Foto noch mal kleiner gedruckt. Kreuzen Sie die von Ihnen gefundenen Stellungen an und senden Sie das Bildchen, ausgeschnitten und auf eine Postkarte geklebt, an

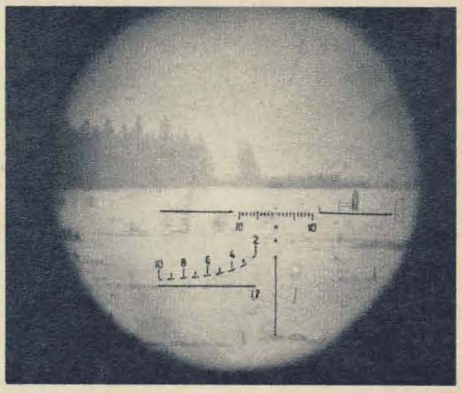
Redaktion „Armee-Rundschau“
1055 Berlin, Postschließfach 7986
Kennwort: Scharfschützen

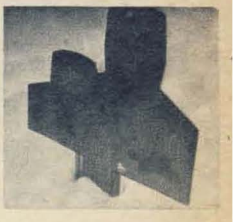
Aus den richtigen Einsendungen losen wir drei Preisträger aus, denen wir jeweils 30 Mark zusenden.

Sie haben die Aufgabe – hoffentlich! – gelöst und selbst gesehen, wieviel Mühe sich beide Genossen gemacht haben, um ihre Handlungen zu tarnen. Kann man von ihnen nicht lernen, wie man sich durch geschickte Tarnung vor dem Gegner verbirgt?

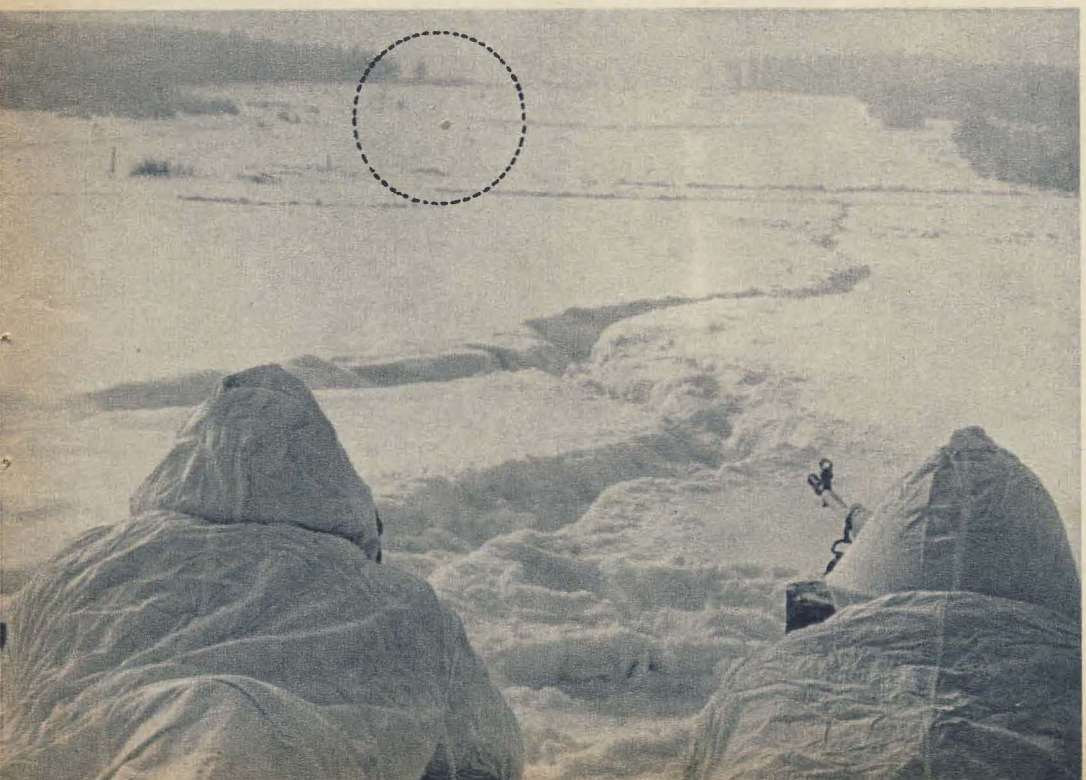
⊙⊙

Wie lebenswichtig richtiges Verhalten auf dem Gefechtsfeld ist, wird auch aus den Erlebnissen der Gefreiten Kretschmar und Zimmermann deutlich. Sie berichteten uns:
Zuerst sei gesagt, daß wir mit Hilfe unseres Zielfernrohres Ziele bis zu 800 m Entfernung sicher treffen können. Die optische Vergrößerung ist so stark, daß wir bei günstigen Lichtverhältnissen noch Dienstgradabzeichen an den Uniformen erkennen können.
Wir bereiten uns stunden-, ja oft tagelang auf einen Einsatz vor. Wir suchen solche Stellungen, aus denen wir das günstigste Schußfeld haben. Lückenlose Tarnung ist dazu selbstverständlich. So liegen wir dann in einer Mulde, hocken auf einem Baum oder sitzen in einem Dachstuhl und warten auf den „Gegner". Bei allen Übungen ist er auch unser Genosse. Gerade deshalb, weil wir uns um ihn sorgen, wollen wir mit unserem Bericht allen Genossen, die sich auf dem Gefechtsfeld bewegen, mal einen Spiegel vorhalten, in den sie recht aufmerksam hineinsehen möchten.
Oft entdecken wir den Gegner, indem uns auffällt, daß in einem Kiefernwald plötzlich eine kleine Eiche auftaucht, die vorher nicht dort stand. Ohne Scheu tritt sie noch aus dem Wald heraus. Läuft sie dann zurück, offenbart uns die „Eiche" ihre Rückseite – ein spähender mot. Schütze.
Wenig später verändert sich die Landschaft. Ohne daß die Erde bebt, bilden sich sandhelle Hügelchen. Geschieht dies bei Dämmerung, beobachten wir nicht selten noch eine „festliche Illumination" des Ganzen – etwa dem Rhythmus angepaßt, in dem es manche Menschen normalerweise „rauchert".
Nur privilegierten Gegnern steht es sicher zu, Drachenblut zu verteilen. Sie nutzen weidlich diese Chance und zeigen sich, wie weiland Jung Siegfried, stolz erhobenen Hauptes dem Feind. Geschäftig laufen sie von Hügelchen zu Hügelchen. Zählt man ihre Anläufe, dann gibt die Summe Auskunft darüber, ob es sich um Gruppen- oder Zugführer handelt.
In Staunen verfallen wir immer wieder darüber, wie schnell saftiggrüne Wiesen, in kleine Portionen aufgeteilt, ihren Standort wechseln.
Ist genügend Zeit verstrichen, schwebt eine eigenartige „Musik" in den Lüften. Auf solche vertrauten Geräusche reagiert unser Inneres





Drei Treffer auf 800 m. Ein Blick durch das Zielfernrohr vermittelt einen Eindruck von den Möglichkeiten eines Scharfschützen. Die mit bloßem Auge nicht mehr wahrnehmbare Scheibe ist über dem Hauptstachel der Zieloptik deutlich zu erkennen.



oft mit, und wir können unser Verlangen nur mit Mühe unterdrücken. Unserem Gegenüber aber wird es gestillt. Denn die Töne verlieren sich mehr und mehr in der Ferne. Sie klingen alsbald nur hier und da wieder auf, sind dann jedoch voll und gesättigt. Sie verstummen ganz, wenn an den ehemals sandigen, jetzt grünen Hügelchen sich andere Farben bemerkbar machen: dampfende Pfützen. Na, ja, nicht überall gibt es gute Köche.

Gewiß, wir haben hier überspitzt. Aber unsere Erfahrungen von drei Diensthalbjahren können sich schon mal so verdichten. Und denken wir daran: Nur eine einzige Blöße genügt, um den Gegner aufmerksam zu machen. Über optische Hilfsmittel verfügen nicht nur Scharfschützen.

Und noch eins: Im Winter verlangt die Tarnung noch mehr Aufmerksamkeit und Disziplin. Ihr Zweck ist jedoch immer derselbe: Den Gegner täuschen und sich selbst schützen!

E. Gebauer

Einige Regeln der Tarnung

- Überprüfe den Sitz deiner Ausrüstung vor jeder Gefechtsaufgabe, befestige bewegliche Teile so, daß sie kein Geräusch verursachen.
- Tarne deinen ganzen Körper.
- Nutze jede Deckung. Bewege dich an den Rändern von Wegen und Schneisen. Gehe in Ortschaften stets auf der Schattenseite von Straßen und Gassen.
- Entnimm das Tarnmaterial nie aus deiner unmittelbaren Umgebung oder dem Vorfeld deiner Stellung. Es muß aber zum Milieu deiner Umgebung passen.
- Beachte: Zweige von Eichen-, Birken- und Ahornbäumen bleiben höchstens drei Tage frisch, abgesägte Nadelbäume halten sich bis zu 10 Tagen. Bäume aus sandigen und trockenen Böden verwelken nicht so schnell wie auf feuchten Böden gewachsene. Zweige mit vielen Blättern und abgesägte Baumwipfel welken schneller, Blätter von am Waldrand stehenden Bäumen dagegen langsamer.
- Verschmiere die Schnittstellen der Zweige stets mit Erde.
- Vor dunklem Hintergrund mußt du dein Gesicht entsprechend einfärben.
- Verhindere Geräusche durch Umwickeln von Waffen und Gerät.
- Nutze bei geschlossener Schneedecke die Schneeüberzüge. Sind keine vorhanden, erfüllen weiße Tücher aller Art, weißes Papier und Verbandmaterial den gleichen Zweck.
- Aus alter Unterwäsche lassen sich Gesichtsmasken schneiden.
- Weißes Papier eignet sich gut zum Bekleben des Stahlhelms; über die Stahlhelmkante hängende Streifen tarnen dein Gesicht.
- Das Verwehen des Schnees vor deiner Stellung verhindere durch Anfeuchten mit Wasser.
- An kalten Tagen in die Hände atmen; oder verbinde die untere Gesichtshälfte mit Mull.
- Beachte im Winter den möglichen schnellen Witterungsumschlag. Bricht die Schneedecke auf, dann passe dich an. Verwende die Schwarzweiß-Tarnung, indem du die Körperpartien nur stellenweise mit weißen Stoffetzen behängst.
- Lichtsignale gib nur nach hinten. Rauchen sollte man nur in absoluter Deckung (auch gegen Fliegersicht).
- Tarnung ist Pflicht für jeden auf dem Gefechtsfeld, gleich welcher Waffengattung er angehört.

Das

J. Taranow

Noch nie zuvor hatte ich ein Parteidokument gesehen. Vater zeigte seines nie, und mit neun Jahren machte ich mir noch keine Gedanken darüber.

Der Krieg begann für mich und meine Altersgefährten wie großes Manöver oder Kriegspielen. Auf dem Hof der Grenzgarnison stellte man ein Vierlingsflakgeschütz auf, und wir Kinder vom ganzen Hof saßen den lieben Tag lang auf dem Dachboden des Nachbarhauses in Erwartung seiner ersten Schüsse.

Die Flak ballerte ziemlich oft, „unser" Geschütz schoß sogar ein deutsches Flugzeug ab. Wie gebannt schauten wir auf die kurzen Feuerstöße, die aus den Läufen des Geschützes kamen.

Dann schickte mich Mutter mit den Frühstücksbroten zum Vater. Er war Dispatcher und hatte Nachtdienst. Er teilte telefonisch mit, daß er nicht kommen könne. Ich war immer der Meinung gewesen, daß er der Chef über alle anderen wäre, weil er die Ankunft eines jeden Zuges auswendig wußte und alles, was die von unserem Bahnhof bis zur Grenze rollenden Züge betraf.

Vater war erschöpft und schwer beschäftigt. Er nickte mir zu und notierte irgendwelche Worte, die eine heisere Stimme per Telefon ihm zurief.

„Hör mal, Kowel! Hier spricht Wolhynisch-Wladimir. Die Deutschen rücken von der Station Janewitschi aus vor, im Bahnhof wird bereits gekämpft. Keine Züge auf der ganzen Linie. Ich sprenge die Apparatur. Lebt wohl!"

Das Geknatter und die Schüsse, die vorher zu hören gewesen waren, rissen mit dem letzten Sprengschlag ab. Alles war stumm. Nachdrücklich und beharrlich verlangte der nächste Posten den Dispatcher.

„Hier Kowel, ich höre..."

„Hier spricht Jagodin. Aus unserem Bereich ist der letzte Transport mit Familien und Ausrüstungen abgefahren. Die Bahnstation wird von Panzern und Kradfahrern angegriffen. Wir eilen den Grenzern zu Hilfe. Bis bald!"

Dann folgte wieder eine Sprengung und bald danach völlige Stille. Noch lange lauschte Vater und rief nach Jagodin, dann schrieb er wieder alles ins Diensttagebuch und strich auf dem großen Schema ein weiteres in Richtung Grenze verlaufendes Fädchen Eisenbahnlinie aus.

Zu Hause wußten sie schon, daß man das Allernötigste packen und sich zur Evakuierung bereithalten mußte. Der letzte Transport sollte um fünfzehn Uhr abgehen.

Wir Jungens benahmen uns kein bißchen besser als mein kleiner Bruder Walka, der eine Gasmaskentasche umnahm und draufgängerisch sang, daß es durch den ganzen Hof schallte: „Wenn der Krieg morgen kommt..."

Doch der Krieg war ja schon in vollem Gange... Mutter packte einen Koffer und einen Sack mit Proviant, ich aber knüpfte meine Lieblingsbücher in ein großes Tuch und zog mein neues Hemd an. Dann wurden auf dem Bahnhof alle in Waggons verladen, an denen rote Kreuze angebracht waren. Vater küßte uns eilig, er war irgendwie ungewöhnlich und finster. Wir fuhren gen Osten. Es war eine ziemlich unbequeme Fahrt, weil in jedem Abteil drei bis vier Familien untergebracht waren und man meine Freunde und mich zu zweit auf die obersten Pritschen gestopft hatte.

Immer seltener hielt der Zug, überall hatten wir freie Durchfahrt, weil es der letzte Zug aus westlicher Richtung war. Es hieß, der Zug vor uns sei entgleist.

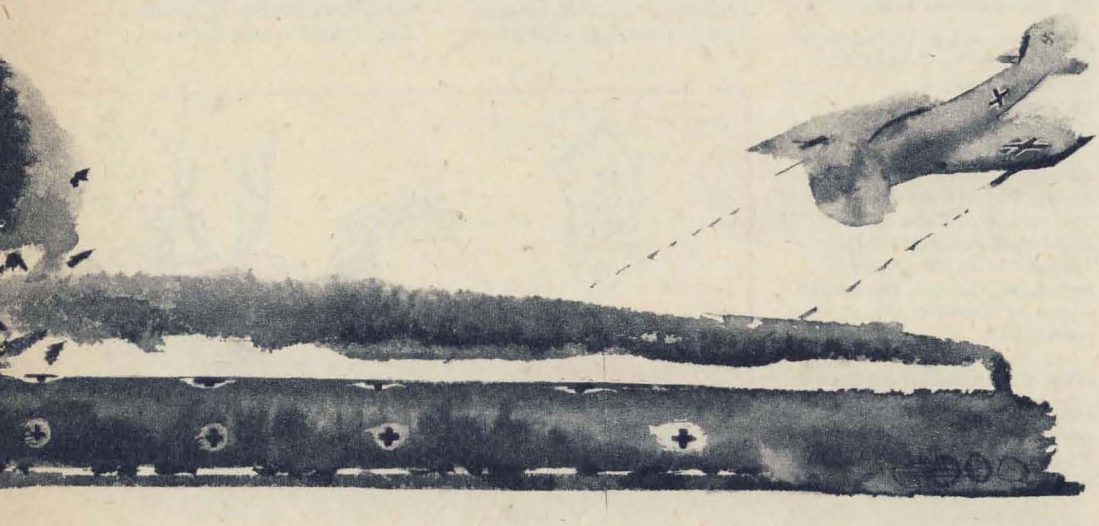
Irgendwie gewöhnten wir uns dann doch an die obere Pritsche und schlummerten sogar zeitweise.

Plötzlich vernahmen wir Detonationen. Eine, zwei, drei... Wir steckten die Köpfe aus dem Fenster und sahen, wie der letzte Waggon unseres Zuges in drei schwarzen aus der Erde wachsenden Pilzen verschwand. Und genau gegenüber vom Waggonfenster, bestrebt, den vorwärtsrasenden Zug zu überholen, flog dicht

Illustration: Wolfgang Würfel

Parteidokument

über dem Zug ein Flugzeug mit schwarzem Balkenkreuz. Ein weißes Gesicht mit großer Brille starrte uns an.
Plötzlich splitterte die Waggondecke und zersprang krachend, von Kugeln durchlöchert. Das kam von einem anderen Flugzeug, das den Zug von vorn angriff und auf die Passagier- und Sanitätswagen schoß.
Wildes Geschrei und heftiges Weinen ertönte. Unsere Mütter zogen die Fenstervorhänge zu und packten alle Federbetten und Decken auf die obersten Liegen, in der vagen Hoffnung, die Kugeln würden sie nicht durchbohren. Wieder und wieder flogen drei schwarze Flugzeuge auf unseren Zug zu und griffen von neuem an. Auf den Dächern schien es Erbsen zu regnen. Die Splitter der Zwischenwände flogen herum. Immer lauter wurden die Schreie, immer hilfloser das Weinen. Doch der Zug raste und raste weiter, ohne das Tempo zu verringern. Es mußte ein erfahrener Lokführer sein, der wußte, daß ein fahrender Zug nicht so leicht zu treffen ist. Dann drehten die Feindmaschinen endgültig ab. Der Zug raste weiter, angefüllt mit Stöhnen und Geschrei. Jemand bat um Wasser, einige Kinder versuchten ihre Mutter hartnäckig zu wecken, und eine Gruppe weißbekleideten Sanitätspersonals schaute in jedes einzelne Abteil. Endlich hielt der Zug auf der Station Korosten. Menschen brachten Wasser, etwas zu essen und waren den Sanitätern behilflich. Wir eilten zur Lokomotive. Deren Dach war abgerissen, und auf dem Boden des Maschinistenraumes lag ein Mann in seinem Blute. Es war der Lokführer, ein älterer Mann in Eisenbahneruniform. Irgendeine Frau erzählte den Umstehenden, er habe die Lokomotive allein gelenkt, da schon beim ersten Tiefangriff der Heizer umgekommen sei. Beide Beine des Lokomotivführers waren durchschossen, also sei er blutend auf den Knien weitergefahren. Um nicht umzufallen, falls er ohnmächtig werden sollte, schnallte er sich an und steigerte die Geschwindigkeit des Zuges immer mehr. Dann erhielt er auch noch eine Wunde in die Schulter, und der sterbende Lokomotivführer fuhr mit einem Arm weiter... Als er das Stationsgebäude erkannte, hat er den Zug am Bahnhof zum Stehen gebracht. Aber abschnallen konnte er sich schon nicht mehr. Man trug ihn auf den Bahnsteig, und die Menschen umringten ihn. Sie wollten den Mann sehen, der Hunderte von Menschenleben gerettet hatte. Sie knieten nieder, doch er machte die Augen nicht mehr auf, sondern erbleichte immer mehr.
Dann zuckten seine Lider, die Finger fuhren unruhig hin und her. Ein Arzt griff nach seinem Puls, aber die Hände des Maschinisten fuhren weiter hoch, nach der Brusttasche. Da zog der Arzt aus seiner Eisenbahnerbluse ein rotes Büchlein und legte es in des Mannes Hand.
Noch nie zuvor hatte ich ein Parteidokument gesehen. Doch nun erblickte ich es – blutbespritzt – in der Hand eines tödlich verwundeten Kommunisten.



Dienstgrad ohne Stern

Seit wann besteht in der NVA der Dienstgrad „Unterfeldwebel"?
Gefreiter d. R. Ballhause,
Nordhausen

Seit Juli 1960.

Damit der Gleichschritt „draußen" leichter fällt

Gibt es Förderungsbestimmungen für Soldaten auf Zeit nach der Versetzung in die Reserve?
Unteroffizier Kincic,
Karpin

Zur Unterstützung der aus dem Wehrdienst entlassenen Genossen hat der Ministerrat am 24. 11. 1966 die Förderungsverordnung erlassen. Sie ist im Gesetzblatt der DDR, Teil II, Nr. 147/66 enthalten und befindet sich in der Regel bei den Kader- und Finanzorganen sowie in den Bibliotheken.

Für den bunten Teller

Stimmt es, daß es Weihnachten und Silvester für 5 Mark mehr Verpflegung gibt?
Unterfeldwebel Karst,
Prora

Ja, aber formulieren wir es genau: Vom 24. bis 25. 12. und vom 31. 12. bis 1. 1. Empfangsberechtigt sind alle Teilnehmer an der Truppenverpflegung, die an den beiden Tagen 24-Stunden-Dienst verrichten.

NVA-Patenonkels gesucht

Für unsere Kleinen im Kindergarten Meuselwitz suche ich einen Patenonkel, Wir wären sehr dankbar, wenn uns ein Soldat auf Zeit oder Berufssoldat schreibt. Der Patenonkel muß sehr kinderlieb sein und auf ihre vielen Fragen, speziell zur Armee, eingehen können.
Ursula Günther,
Sani-Stelle,
Hochfrequenz-Werkstätten,
7403 Meuselwitz,
Breitscheidstraße

Da unser Hort der hiesigen Oberschule in einem Dorf liegt, haben wir sehr wenig Möglichkeit, mit einer Einheit der NVA in Verbindung zu treten. Wer schreibt uns mal?
Christel Lösche,
8251 Ockrilla

Logis kostenlos

Müssen Unteroffiziere, die in einem Wohnheim der NVA untergebracht sind, dafür Miete bezahlen?
Gabriele Detmold, Pirna

Dafür wird kein Pfennig verlangt.

Kann Kernwaffenschläge führen

Können Sie mir einige taktisch-technische Daten von den Raketenzerstörern der westdeutschen Bundesmarine mitteilen?
Detlef Ramnz, Berlin

134 m lang; 14,3 m breit; Tiefgang 6,1 m; 4500 ts; 2 Turbinen mit je 70000 PS; Geschwindigkeit 35 kn; Fahrstrecke: 8000 sm bei 20 kn; Bewaffnung: 40 Raketen, 6 Rohre für U-Jagd-Torpedos, Achtfach-U-Jagd-Raketenwerfer, Besatzung: 334 Mann.

Aggressoren-Schicksal

Wieviel Flugzeuge haben die nordamerikanischen Eindringlinge bisher in Südostasien verloren?
Feldwebel Detenkott,
Frankfurt

Sogar das US-Militäroberkommando in Saigon mußte den Verlust von rund 7900 Flugzeugen und Hubschraubern seit dem 1. Januar 1961 zugeben.

Grenzer imponierten

Der Bericht über die Berliner Grenzsoldaten im Augustheft hat uns sehr gefallen. Für ihren Dienst möchten wir ihnen danken.
Bodo Kanter, Jens Massow,
Dorf Mecklenburg

Wenn der „schnelle Hirsch" hervorgeholt wird

Kann der Kommandeur eines Truppenteils für alle Armeeangehörigen befehlen, den Sturzhelm innerhalb geschlossener Ortschaften zu tragen?
Meiner Meinung nach sind doch unsere Gesetze sehr gut und wirksam.
Oberfeldwebel Bartelt,
Marienberg

Nach der StVO braucht ein Kradfahrer in Ortschaften und der Beifahrer auch anderswo keinen Sturzhelm zu tragen. Der Kommandeur ist jedoch berechtigt, hier weiter zu gehen und ausführlichere Sicherheitsbestimmungen für seine Unterstellten zu befehlen. Dabei stützt er sich auch auf

die „Vorschrift für den Kraftfahrdienst in der NVA", welche dem Krad- und seinem Beifahrer das Stahlhelmtragen vorschreibt. Und warum sollte man auf einem Privatkrad gefeiter gegen Unfälle sein als auf einem Militärkrad?

Aufgeteilt in vier Kommandos

Wieviel Mann umfaßt der Bundesgrenzschutz in der BRD?
Soldat Hemlich, Meiningen

21300 Mann.

Fünfe an der Zahl

Können Sie mir mal verraten, wo sich in der Republik die zentralen Ausbildungslager der GST befinden?
Ralf-Uwe Hämmerling, Meißen

Breege, Kreis Rügen; Prerow, Kreis Ribnitz-Damgarten; Scheibe-Alsbach, Kreis Neuhaus am Rennweg; Tambach-Dietharz, Kreis Gotha; Schirgiswalde, Kreis Bautzen.

Wer zählt die Spieler, nennt die Namen . . .?

Gab es einen Vorläufer des FC Vorwärts in Leipzig oder Karl-Marx-Stadt in den fünfziger Jahren?
Rainer Döhrer, Barchfeld

Geburtsort und -jahr der ersten Vorwärts-Mannschaft war Leipzig 1951. Sie nannte sich SV Vorwärts VP (HVA) Leipzig – das hieß Sportvereinigung Vorwärts der Volkspolizei (Hauptverwaltung Ausbildung) – später SV Vorwärts KVP Leipzig (KVP = Kasernierte Volkspolizei). Im April 1953 wechselte man den Standort und hieß jetzt SV Vorwärts KVP Berlin, dann ZSK Vorwärts KVP Berlin (ZSK = Zentraler Sportklub). Im Gründungsjahr der NVA 1956 erhielt die Mannschaft den Namen ZASK Vorwärts Berlin, schließlich ASK Vorwärts Berlin und seit 1966 Fußballclub Vorwärts.

Gut ausgewogen

Schon seit geraumer Zeit lese ich regelmäßig die AR. Die Beiträge sind sehr interessant. Am besten gefällt mir die Abstimmung zwischen Politik, Militärpolitik, Kunst und Unterhaltung.
Soldat Adelheid Glettner, Hainichen

Werdauer FDJler auf dem Kien

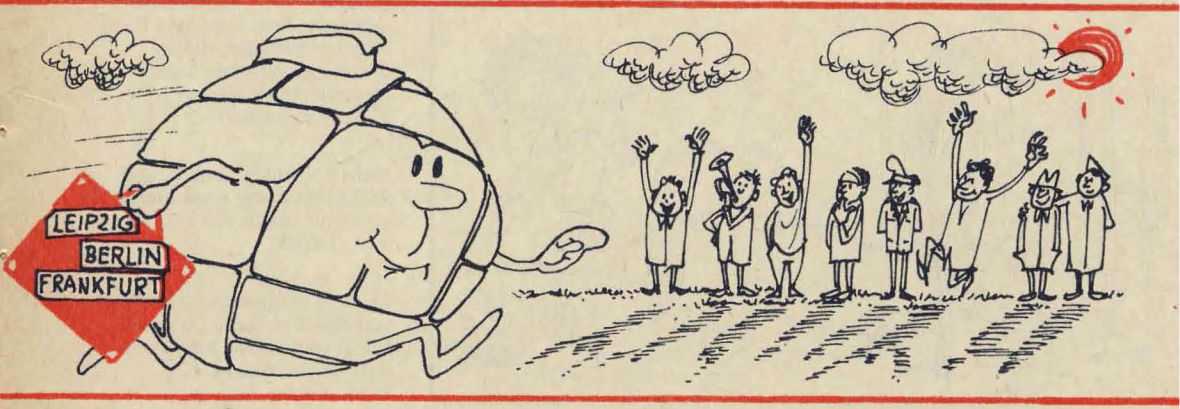
Die AR berichtet sehr anschaulich über den Dienst der Soldaten. Doch man sollte auch einmal jene Menschen öffentlich nennen, die in der Zivilverteidigung ihre Pflicht erfüllen. Dazu gehören z. B. FDJ-Mitglieder der Grundorganisation „Wilhelm Pieck" im Rat des Kreises Werdau, die im Stab der Zivilverteidigung um eine hohe Einsatzbereitschaft ringen. Aber auch die Mädchen der FDJ-Gruppe bei der Fa. „C. B. Göldner, KG", Werdau, sollte man erwähnen, die sich in ihrem Sanitätszug vielfältige medizinische Kenntnisse aneignen. Aktiv beteiligen sich die FDJ-Mitglieder der Gemeinde Beiersdorf bei den Maßnahmen zur geschützten Unterbringung der Bevölkerung.
Lothar Schulze, Werdau

Ein Hoch dem Schüler

Dem Offiziersschüler Hartmut Quilitz von der Offiziershochschule in Löbau möchten wir ein öffentliches Lob aussprechen. Obwohl er Urlaub hatte und nur einen Tag hier zu Besuch war, übernahm er bereitwillig einen Vortrag in unserem Jugendwerkhof. Genosse Quilitz schilderte sehr interessant die Erziehung und Ausbildung der Offiziersschüler. Für diese Veranstaltung war eigentlich nur eine Stunde geplant, nach über zwei Stunden mußten wir abbrechen.
J. Hochberger, Wittenberg

„Marco" bei der Armee?

Bei uns kann man sehr vielen Armeeangehörigen begegnen, da wir im Standortbereich der Dienststelle Löbau liegen. Die Offiziersschüler tragen meist einen vernünftigen Haarschnitt. Dagegen haben die Soldaten mitunter Koteletten und Frisuren à la „Romeo" und „Marco", d. h. Langhaarfrisuren. Nichts gegen langes Haar, aber nicht bei der NVA und in Uniform. Das sieht aus, als ob man nur für 10 Minuten die Uniform anhat.
Karsten Heyn, Görlitz



71er Schnitt

Traditionsgemäß haben wir die letzte Seite des jährlichen Postsacks wieder den amüsanten Ausschnitten aus verschiedenen Leserbriefen vorbehalten.
Sie fanden auch mit diesen Anschriften ihren Weg:
An die Fragen-Abteilung der AR!
An die Postsackbesatzung!
An die Alles-Beantworter!

*

Obwohl sich die Unterkunft in einem normalen Zustand befand, wurde das gesamte Zimmer durcheinandergewirbelt, daß es danach aussah wie bei Willi Schwabe in der Rumpelkammer.
B. B., Rodacherbrunn

Ich habe mich für drei Jahre Dienstzeit bei der NVA verpflichtet. Als Instandsetzungswesen.
K. R., Zeithain

Könnten Sie mir nicht die Adresse meines Freundes S. W. mitteilen? Er ist vor einer Woche eingezogen worden. Ich weiß aber leider die Stadt nicht, wo er sich jetzt befindet. Nur ein kleiner Anhaltspunkt: Es ist hinter Berlin.
R. A., Strehla

Durch Ihren Postsack an- und aufgeregt, möchte auch ich zum Füller greifen.
A. L., Glauchau

Könnt Ihr mir helfen? Ich bin unter die Dichter gefallen.
C. S., Wittenberg

Ich bin, um mich mal kurz bei Ihnen vorzustellen, ein langjähriges Mitglied Ihrer sehr interessanten Zeitschrift.
H. R., Berlin

Ich bin in eine andere Einheit versetzt worden. Auch wurde mir verwehrt, das Rosa zu tragen, sondern schwarz. Warum heißt es denn in dem Kampflied: „Stolz trage ich meine Waffenfarbe"? Ich bin nun mal auf Rosa stolz und nicht auf Schwarz.
R. U., Löbau

Ich suche „Ihn". Er ist ein netter, blonder Junge, der auch im Drillich hübsch aussieht.
H. K., Riesa

Eure Redakteure sind auch Soldaten und auch einmal jung gewesen (oder noch jung), so daß ich annehme, daß sie einem jungen Soldaten nicht den Weg in die Liebe verbauen wollen,
D. M., Köthin

Zwar leben wir noch nicht in der Zeit, wo Soldaten mit Hubschraubern in den Urlaub fliegen werden, um Zeit zu gewinnen, aber nichtsdestoweniger könnten sich manche Reichsbahnzüge schon heute schneller bewegen.
A. W., Prora

Ich möchte gern ein altes Boot von der Marine haben, und zwar so eins, das da rumsteht und nicht mehr gebraucht wird.
D. K., Wandlitz

Illustration: Klaus Arndt

Nun bin ich noch auf Amor und Cupido gestoßen.
M. W., Halle

Befreit mich von den dauernden seelischen Qualen und teilt mir die Adresse des abgebildeten Mädchens mit.
O. G., Beeskow

Nach $2^1/_2$ Jahren strengen Dienstes wurde ich gesundheitlich in Ehren entlassen.
E. H., Kretzschau

Ich möchte eine Annonce in der AR aufgeben. Es ist sehr wichtig, ich zahle jeden Preis, was es kostet.
W. U., Kolkwitz

Würdet Ihr mal den jungen Matrosen suchen, der am 2. 7. mit dem D-Zug um 17.25 Uhr von Rostock nach Magdeburg fuhr? Er hat schwarzes Haar und winkte mir aus dem Fenster zu, ich stand am Eisenbahnerhäuschen hinter der Elbbrücke in Wittenberge.
H. S., Deutsch

Es müßte doch möglich sein, den Soldaten, die es mit den Füßen haben, ein besonderes Zimmer zu geben, damit die anderen in reiner Luft schlafen können.
K. L., Eggesin

Könntet Ihr mir die wichtigsten politischen Ereignisse, die aufgetretenen meteorologischen Erscheinungen unnormalen Ausmaßes sowie die eventuell vorgekommenen Unglücksfälle mit größerem Personen- und Sachschaden mitteilen, die am dreiundzwanzigsten Juni 1971 zu verzeichnen waren?
J. S., Mühlhausen

Mein Vorschlag: Eine 2. und 3. Schicht in der Ausbildung einführen, dafür mehr Urlaub!
J. J., Leipzig

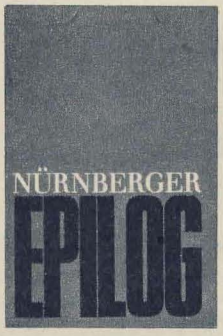
Saubere Fingernägel muß jeder vorzeigen, aber die Länge der Nägel sollte doch jedem selbst überlassen werden.
K. M., Erfurt

BUCH FILM

DMV, 576 S., etwa 160 Zeichnungen und 278 Abb., 28,– M.

Militärlexikon,

Das Militärlexikon ist ein Wissensspeicher, der die lexikalische Literatur anderer Verlage sinnvoll ergänzt und etwa 2300 Begriffe militärischer Sachgebiete erläutert. Zahlreiche Abbildungen machen komplizierte Sachverhalte anschaulicher, Stichwortregister in Deutsch, Russisch, Polnisch und Tschechisch stehen helfend zur Verfügung. Als Nachschlagewerk für die militärische und vormilitärische Ausbildung ist das Militärlexikon allen Bürgern, besonders aber den Angehörigen der bewaffneten Organe zu empfehlen.



DMV 1971, 627 S., 11,80 M.

Arkadi Poltorak: „Nürnberger Epilog",

Man darf das nie vergessen: Nürnberg, 20. November 1945 bis 1. Oktober 1946 – Prozeß gegen 24 führende Vertreter des faschistischen Staates, das Gericht der Völker gegen einige Hauptkriegsverbrecher. Obwohl schon Geschichte, ist dieser Prozeß vor dem internationalen Militärtribunal aktuell wie eh und je. Der Autor war dabei. Er, heute Völkerrechtler, war Sekretär der sowjetischen Delegation und nahm an fast allen der 218 Gerichtssitzungen teil. Er kennt die Tausende Dokumente, die Anklage und Verteidigung vorlegten, hat die Aussagen, Vernehmungen, Plädoyers, die erbärmlichen Lügen der Angeklagten und die erbarmungslos die Wahrheit fordernde Anklage gehört. Hat erlebt, wie „die letzte ‚Residenz' der Nazis" zusammenbrach, wie aus Arroganz Erbärmlichkeit wurde, wie von ihrem großsprecherischen Wesen nichts blieb als hilfloses Suchen nach Ausflüchten, gegenseitiges Beschuldigen.

Die Tatsachen sind bekannt, die Protokolle veröffentlicht, grundsätzlich wissen wir alle, was geschah, und wie es dazu kam. Und doch hat Poltorak Neues und Interessantes zu bieten. Das ist nicht ein Erinnerungsbuch schlechthin, mit dem ein Autor demonstriert, was er erlebte. Poltorak vermittelt eine Vielzahl bislang unbekannter Begebenheiten, aus denen sich ein umfassendes Bild der Anklage und der Angeklagten zusammensetzt. Der Autor, allem dort im Gerichtssaal hautnah, birgt aus dieser Nähe mit beispielhafter Präzision die Details und stellt sie in ihren historischen Zusammenhang. Die Personen, die im Justizpalast agieren, die Ankläger, Richter, Zeugen, Verteidiger, Angeklagten, ja selbst die technischen Kräfte, die diesen Prozeß in seiner Exaktheit erst ermöglichten, sie alle sind gespiegelt und tragen ihr Teil dazu bei, daß der Leser die Anatomie dieses ungeheuren Vorgangs erkennen kann. Nicht Poltorak entlarvt, sondern das Geschehen enthüllt sich durch sich selbst. Und nicht oft zeigt ein Blick hinter die Kulissen (den der Autor bewußt und eindringlich dem Leser ermöglicht) den Verlauf der Handlung auf der Bühne, selten verbinden sich eine Summe vermittelter Einzelheiten so nachdrücklich wie hier zu einer gültigen Abrechnung mit einem ganzen System.

Claus

Trotz alledem (DEFA)

Vom 23. Oktober 1918, dem Tag der Entlassung Karl Liebknechts aus dem Zuchthaus Luckau, bis zu seiner Ermordung am 15. Januar 1919 spannt sich der Zeitbogen des Liebknecht-Films „Trotz alledem" (Buch Michael Tschesno-Hell, Regie Günter Reisch). In bewegenden Szenen werden die bedeutendsten historischen Ereignisse dieser zehn Wochen in Berlin geschildert. Höhepunkt ist die Proklamierung der Republik am 9. November. Vom Balkon des Berliner Schlosses ruft Karl Liebknecht den Massen zu: „Arbeiter, Soldaten, Matrosen! Sorgt dafür, daß die Macht, die ihr jetzt errungen habt, euch nicht wieder entrissen wird! Gebt die Waffen nicht aus der Hand!"

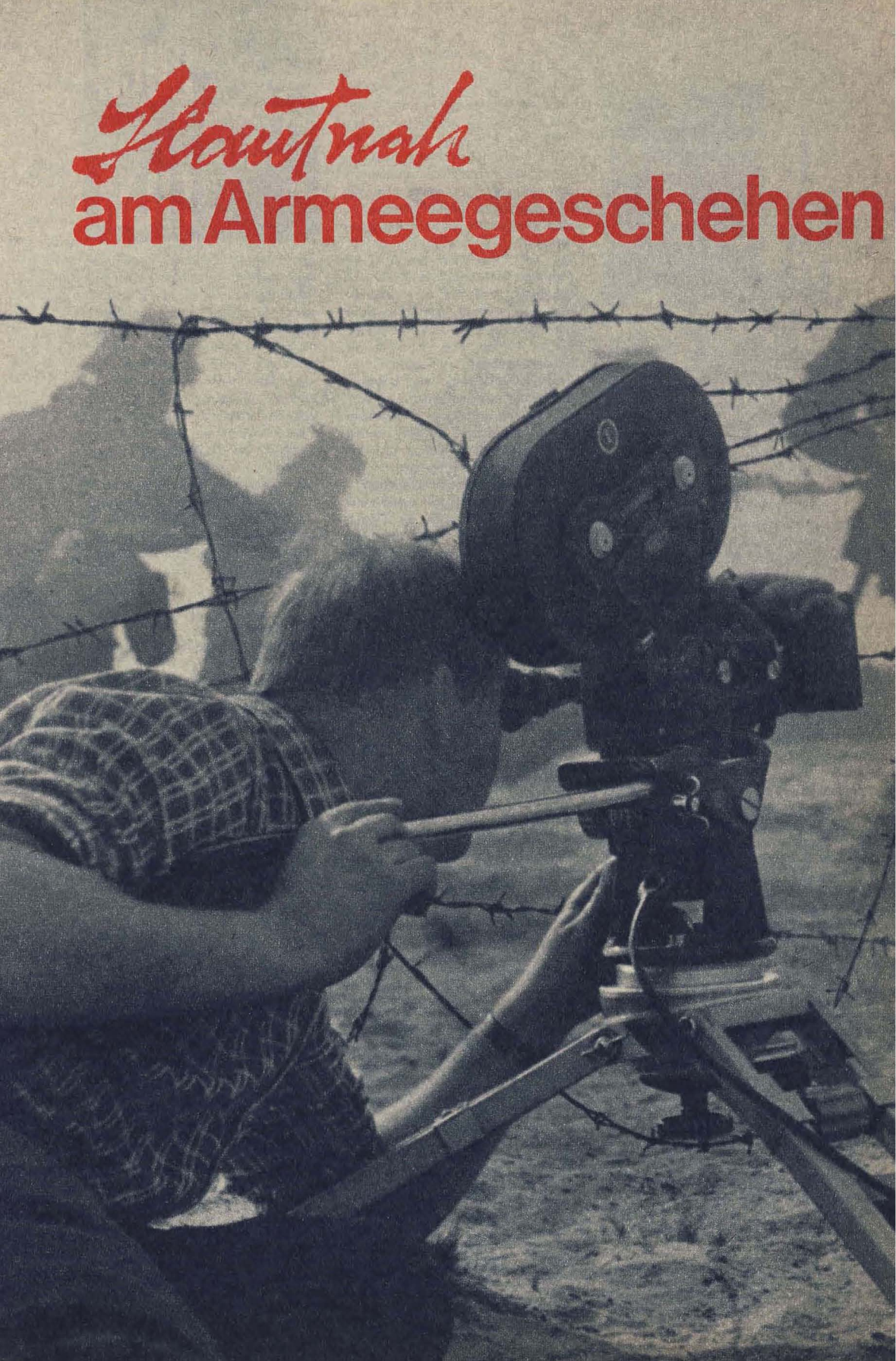
Wie notwendig die Waffe in der Hand des Proletariats ist, zeigt sich am 24. Dezember, als die Konterrevolution einen Anschlag auf die stärkste Bastion der Revolution in Berlin macht, auf die Volksmarinedivision. Der Anschlag wird durch das von Spartakus alarmierte werktätige Berlin verhindert.

Der Film schildert den ideologischen und den bewaffneten Kampf des von Karl Liebknecht und der eben gegründeten Kommunistischen Partei geführten Proletariats.

Neben Horst Schulze als Karl Liebknecht spielen u. a. Ludmila Kasjanowa (Sophie Liebknecht), Erika Dunkelmann, Jutta Hoffmann, Stefan Lisewski, Albert Garbe, Fred Delmare, Erich Mirek, Rolf Ludwig und Michail Uljanow (Lenin).

Ilse Jung

Hautnah am Armeegeschehen



Visite von Chef zu Chef
im Babelsberg der NVA,
abgestattet von Oberstleutnant Christian Klötzer

Film – trotz Ganghofer und Hollywood –, das Wort hat sich einen gewissen Zauber bewahrt. Filmemacher – ehrbare Potemkins, die in einer hingebauten Scheinwelt aus Kulissen unsere wirkliche Welt transparent machen. Harte Männer und schöne Frauen – Stars.

Der Begriff „Armee" weckt gewiß völlig andere, wenn nicht gar entgegengesetzte Vorstellungen. Er kommt gewichtig daher, wie ein T 54. Höchst real, stabil, kraftvoll. Man denkt an den Geruch von Waffenöl, Schweiß und Pulverdampf. Kein Tralalala, exakter Gleichschritt, Links, zwo, drei, vier!

Was könnte bei einer Kombination dieser beiden Begriffe herauskommen: Film–Armee: Armee–Film.

Trallala + Gleichschritt? Schöpferische Phantasie + militärische Sachlichkeit? Wie paßt das zusammen? „Armeefilm-Studio" – haben wir nicht schon davon gehört? Ja, haben wir nicht sogar im Fernsehprogramm einmal einen Film mit dem Signet AFS gesehen? Und haben wir nicht zuweilen eine Nachricht über das Armeefilmstudio in der Zeitung gelesen, z. B. über den errungenen Preis bei einem Armeefilm-Festival?

Gehen wir in Sachen AFS auf Entdeckungsreisen.

Acht S-Bahn-Stationen vom Berliner Alexanderplatz entfernt, in Biesdorf, suchen wir eine Mini-Filmstadt und finden ein paar zweigeschossige Häuser, die eine Generalüberholung für die siebziger Jahre aufbereitet hat, und einige Bauten drumherum.

Nichts Besonderes, Außergewöhnliches: das Babelsberg der NVA. Ein militärisches Objekt, ohne den Geruch von Waffenöl und Pulverdampf allerdings – dafür mit bunten Blumenrabatten verziert.

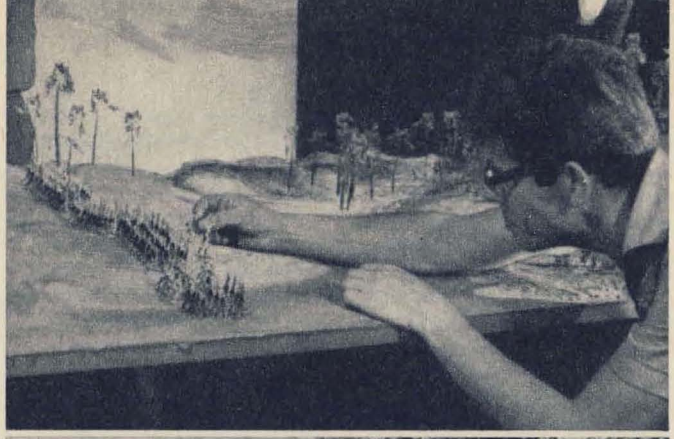
Wir fragen nach dem Kommandeur. Der Kommandeur heißt hier Direktor und ist ein Oberst. Daß er freundlich ist, unterscheidet ihn nicht von anderen Kommandeuren, eher schon von einigen anderen Direktoren – wir kennen da welche, die niemals lachen, aber leider nicht Buster Keaton heißen. Direktor Oberst Walter Helbig (53) ist von früh bis spät um die Künste bemüht; zusammen mit seinem Leitungskollektiv natürlich, er legt Wert darauf, daß das betont wird. Doch bevor die siebente Kunst, die Filmkunst, zu ihrem Recht kommt, geht es erst einmal um die Kunst, ein Bataillon von Menschen unterschiedlichster Spezialisierung gut zu leiten: Produktionsleiter, die in ökonomischen – und Regisseure, die in ästhetischen Kategorien denken. Zivilbeschäftigte und Berufssoldaten, VS-Sachbearbeiter, die in Sachen Vorschrift peinlich genau sind, und geniale Künstlermenschen, die es manchmal nicht sind, und, und, und. Bevor da die Kunst kommt, die richtige, große, kommen für den Direktor Wohnungsprobleme, Arbeitsschutzbestimmungen, Überstunden-Fragen, Kalkulationen, denn man pflegt mit den anvertrauten Mitteln gut hauszuhalten, und vor allem Pläne, Pläne, Pläne.

„Aber dann kommt die Kunst, die richtige, große, nicht wahr, Genosse Direktor?"

„Es geht uns in erster Linie darum, nützlich zu sein, nützlich für die Armee. Nicht die Kunst um der Kunst willen ist unser Anliegen. Es geht uns um die Stärkung der Armee, dafür setzen wir uns und unsere Kunst ein."

Seit 10 Jahren hält das Armeefilm-Studio die wichtigsten Etappen im Leben der NVA auf seinen Filmstreifen fest und stellt Filme her: Dokumentarfilme, Ausbildungsfilme. $3^1/_2$ Millionen Meter Film alles in allem wurden bisher belichtet bzw. mit Ton-

aufnahmen versehen. Und diese $3^1/_2$ Millionen Meter inspirieren unsere Phantasie. Wenn wir diese $3^1/_2$ Millionen Meter auf dem Globus abrollen wollten, entstünde ein Zelluloidband von Berlin bis hin zum Aral-See. Und in jedem Zentimeter dieses schmalen Bandes ist Arbeit investiert; Nachdenken, kilometerweite Fahrten, Warten auf günstiges Licht, sorgsames Überprüfen der Richtigkeit dessen, was gefilmt wird, taktisch richtiges Verhalten der Soldaten, Exaktheit der Bekleidung und Ausrüstung usw.



Ausflug in die Historie. Ausflug auch in die Bereiche des Spielfilms. Und ein Filmstar vor der Kamera: Jürgen Frohriep als Scharnhorst. (Aus dem gleichnamigen Film.) Zu beneiden, wer beruflich mit Zinnsoldaten „spielen" kann (Bild oben). Dieses Spiel ist allerdings weniger vergnüglich als mühevoll. Ein Schlachtendiorama wird gestellt. ASF zu „Außenaufnahmen" in der Truppe, angeseilt an einem SPW. Bergsteiger gefragt . . . Barfuß und ohne Hut. Filmaufnahmen vom Ausloten eines Flusses durch einen Pionier

Übrigens haben wir dieses Band nicht zufällig in östlicher Richtung ausgerollt. Auf diese Weise können wir eine Brücke nach der Sowjetunion und zu ihrem Armeefilm-Studio schlagen, obwohl diese Pionierleistung in der Realität längst vollzogen wurde. In der täglichen Praxis bedeutet das, daß man voneinander lernt, daß man sich gegenseitig hilft, daß man die Filme des befreundeten Studios synchronisiert. Und das ist nicht nur die Art der Zusammenarbeit mit dem Studio des großen Bruders, sondern mit allen Studios der im Warschauer Pakt brüderlich verbundenen Armeen.

„Apropos lernen. Während einer

Leipziger Dokumentarfilmwoche lernten wir Alexander Grigorjewitsch Lemberg, einen Veteranen des sowjetischen Dokumentarfilms kennen. Er hatte 1919 von Lenin den Auftrag erhalten, an die Front nach Zarizyn zu gehen und Filmdokumente von den Kämpfen mit den Weißen herzustellen. Er löste diese Aufgabe mit einem amerikanischen Motorrad, einer französischen Filmkamera und 600 Metern Rohfilm. Sowohl der Rotarmist im Schützengraben als auch der Kameramann, beide waren sich bewußt, Soldaten der Revolution zu sein. Nur eben, daß der eine mit dem Gewehr, der andere mit der Kamera seine revolutionäre Pflicht erfüllte. Armee und Kunst waren vom ersten Tag der Sowjetmacht an nicht etwas einander Ausschließendes, Feindliches, sondern Waffengefährten. Und es ist mehr als nur die Haltung der Kamera, die wir bei den Meistern des sowjetischen Dokumentarfilms lernen. Es ist die Haltung des Filmemachers zum Arbeiterstaat."

Das war ein Kapitel Waffenbrüderschaft, wie es der Direktor interpretiert. Zu ergänzen wäre es durch einige Details, beispielsweise, daß Waffenbrüderschaft selbst zum Thema vieler Filme wurde, die in beiden Studios entstanden sind, und selbstverständlich auch in den Studios der anderen befreundeten Armeen. Eine Gruppe sowjetischer Armee-Filmer beispielsweise drehte mit Unterstützung des Studios der NVA den Film „Die Soldaten Gawrilow und Kleinert". Darin werden die Biographien zweier Soldaten, Angehörige der Sowjetarmee und der NVA, erzählt. Ihre Väter kämpften gegeneinander. Sie aber sind als Klassenbrüder und Waffenbrüder gute Freunde. Ein warmherziger, sympathischer Film, phrasenlos und menschlich. (Er erhielt beim V. sozialistischen Armeefilm-Festival im Dezember 1970 in Berlin einen Hauptpreis.) Ein anderer Waffenbrüderschaftsfilm, der Furore gemacht hat: „Das Regiment nebenan", vom Filmstudio der NVA. Seiner Titelmelodie gelang übrigens, was nicht sehr vielen Liedern für die Armee glückte, sie wurde zu einem vielgesungenen „Schlager" in den Einheiten. „Na, und nicht zu vergessen unser Größter, ‚Manöver Waffenbrüderschaft'."

Er war der bisherige Höhepunkt in der Geschichte des Armeefilm-Studios.

Der Auftrag des Ministers für Nationale Verteidigung lautete, einen etwa 80minütigen Farbfilm über den Verlauf des Manövers herzustellen, der am letzten Manövertag fix und fertig vorzuliegen habe. Der Film sollte dem Minister zur Auswertung von „Waffenbrüderschaft" mit den Kommandeuren dienen.

Der Auftrag wurde erfüllt. Das bedeutete den Einsatz aller ideellen und technischen Möglichkeiten des Studios, einschließlich der Hilfe des Kooperationspartners DEFA. 14 Kameragruppen hielten sich im Manövergebiet auf. Der Dreh- und Fertigungsplan wurde mittels Netzwerktechnik erarbeitet, d. h. milli-

ZAHLEN · FAKTEN · PREISE

Das Armeefilm-Studio der NVA produzierte in den 10 Jahren seines Bestehens:

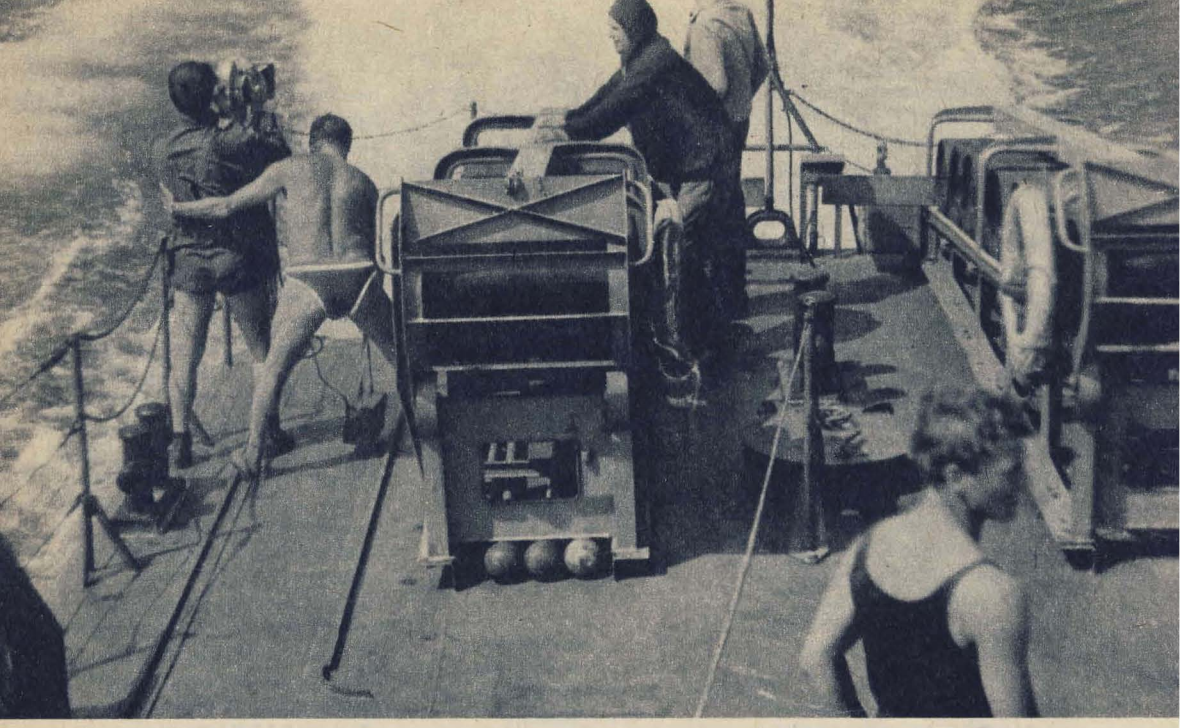
110 Dokumentarfilme
106 Armeefilm-Schauen
105 Ausbildungsfilme
90 Filme befreundeter Armeen wurden deutsch synchronisiert
22 eigene Filme wurden durch das Studio in fremde Sprachen synchronisiert

Von der Produktion des Studios wurden übernommen (Filmtitel, nicht Kopienanzahl):

60 von der VP und den Kampfgruppen
50 von der Gesellschaft für internationale Verbindungen mit dem Ausland
45 vom Deutschen Fernsehfunk
17 vom VEB Progress-Filmvertrieb
16 von der Liga für Völkerfreundschaft der DDR
10 vom Ministerium für auswärtige Angelegenheiten
8 vom Ministerium für Volksbildung

Darüber hinaus erwarben zahlreiche Betriebe und Kulturhäuser Filme des AFS für ihre wehrpolitische Arbeit, z. B. der VEB Carl Zeiss Jena (6), oder das Haus der Jungen Pioniere Wernigerode (3)

II. sozialistisches Armeefilm-Festival Odessa, Sowjetunion (1967)
Preis für Dokumentarfilm: „Ich schwöre"
Preis des Chefs des Militärbezirks Odessa für „Zwei Kommandeure"
III. sozialistisches Armeefilm-Festival Veszprém, Ungarische VR (1968)
Preis für Dokumentarfilm: „Befehl anlanden"
Preis für Filmmagazine: „Militärtechnisches Magazin" Nr. 1/68
IV. sozialistisches Armeefilm-Festival Mangalia, SR Rumänien (1969)
2. Preis für Ausbildungsfilme: „Nahkampf gegen Panzer"
Ehrende Anerkennung für „Physisches Training in der Gefechtsausbildung"
V. sozialistisches Armeefilm-Festival Berlin (1970)
Preis für Dokumentarfilm: „Manöver Waffenbrüderschaft"
Preis der GST für „Schiffsbrückengerät 66"
VI. sozialistisches Armeefilm-Festival Brno (1971)
Hauptpreis für Dokumentarfilm: „Sie wollen weiter marschieren."
Preis des Chefs der Politischen Hauptverwaltung der tschechoslowakischen Volksarmee für „Parteiarbeiter und Soldat"



metergenaue Planung. Ein Hubschrauber stand bereit, und ein VP-Schnelldienst mit Blaulicht beförderte die belichteten Filme ins Kopierwerk.

Wenn wir anfänglich beim Vergleich mit einer Kaserne das Fehlen des Geruchs von Waffenöl und Pulverdampf feststellen konnten, so wollen wir jetzt ergänzen, daß hier Schweiß nicht weniger zu fließen scheint als auf dem Übungsgelände.

„Ihre größte Freude, Genosse Direktor?"

„Daß sich unser Studio dank der Hilfe der Armeeführung zu dem entwickeln konnte, was es heute ist – ein leistungsfähiges, operatives, modernes Studio, in dem man unter günstigen Bedingungen Filme herstellen kann."

„Und Ihr größter Kummer?" (Wo gäbe es denn so etwas, daß immer alles glatt geht. Wofür brauchte man dann einen leistungsfähigen, operativen Direktor?)

„Daß die Ausbildungsfilme noch nicht planmäßig genug für die Erziehung und Ausbildung der Soldaten hergestellt und genutzt werden. Wie überhaupt der Film noch nicht immer genügend als modernes Ausbildungsmittel angesehen und systematisch genutzt wird. Damit hängt zusammen, daß mancher Kommandeur die Dreharbeiten in seiner Einheit mehr als Belastung, denn als Hilfe ansieht. Wenn aber der Film dazu beiträgt, in der gesamten Armee einen einheitlichen Ausbildungsstil und einheitliche Ausbildungsmethoden durchzusetzen, dann rentiert sich der getroffene Aufwand in jedem Falle."

„Haben Sie eine Filmleiche im Keller?"

„Nein, wenn man rechtzeitig und gründlich nachdenkt, sich berät und sich raten läßt, gibt es keine Filmleichen!"

Soweit der Chef des Studios. Herzlichen Glückwunsch auch zu dem filmleichenfreien Keller. Wenn wir jetzt vom Büro des Direktors hinabsteigen in die Gefilde der Schnittmeisterinnen, so gilt es erst einmal, unseren flüchtigen Eindruck vom Drum und Dran zu korrigieren. In diesen sachlichen Gebäuden ist eine äußerst komplizierte und moderne Technik installiert. Die Chefschnittmeisterin Eva Wolff (29) beispielsweise sitzt hinter einem Schneidetisch, der das Neueste ist, was das sozialistische Lager zu bieten hat.

Chefschnittmeisterin, das klingt respekteinflößend, aber Eva Wolff hat nichts von einer Direktrice an sich. Sie ist eher still und zurückhaltend als chefig-aufmüpfig. Durch ihre geschickten Hände sind bisher etwa 55 Filme gegangen. Nein, sparen wir uns die Rechnung, wieviel laufende Meter das sein mögen. Ihr letzter Großer jedenfalls hieß „Parteiarbeiter".

Sie bevorzugt Dokumentarfilme, „weil sich bei diesem Genre die schöpferischen Ambitionen der Schnittmeisterin stärker entfalten können als bei den Lehrfilmen, militärtechnischen Magazinen und Monatsschauen". Man höre: schöpferisch. Schöpferische Phantasie und militärische Sachlichkeit ergänzen sich also. Ihr größtes Erlebnis war – wie könnte es anders sein – die Arbeit am Film „Waffenbrüderschaft".

„Schöne 14 Tage, obwohl wir

Fortsetzung auf Seite 31

Geologie aus dem Orbit

Von Heinz Mielke, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Die ersten serienmäßigen Fotos der Erdoberfläche aus dem Weltraum erhielt die Wissenschaft zu dem Zeitpunkt, da es möglich war, Raumflugkörper bzw. -kapseln wieder aus der Umlaufbahn zurückzuführen. Es war naheliegend, daß sich auch das Interesse der Geologen bald auf dieses Material richtete, das ganz allgemein eine völlig neue und in vielem sehr perspektivreiche Qualität geowissenschaftlich nutzbarer Informationen darstellte. Seit 1961/62 – als die ersten Fotos durch sowjetische „Wostok"-Kosmonauten gelangen – wurden bereits einige Tausend solcher Erdaufnahmen aus dem Weltraum gemacht. Dabei konnten im Laufe der Zeit, vor allem durch die Entwicklung besonders hochauflösender Fotoemulsionen, beträchtliche Fortschritte in der Wiedergabe von Strukturfeinheiten des Bildinhalts erreicht werden. So kann man mit langbrennweitigen Spezialkameras heute aus einer Bahnhöhe von etwa 250 km – allerdings nur in einem jeweils sehr kleinen Oberflächenausschnitt – sogar noch Einzelheiten in der Größenordnung um 1 m deutlich erfassen. Aber auch auf Aufnahmen mit dem relativ kleinen Maßstab von 1:1,3 Mio sind noch Straßen, Eisenbahnlinien usw. sicher zu erkennen. Für den Geologen spielt gerade das Aufspüren von Linearelementen eine wichtige Rolle, weil Störungen und Streichrichtungen von Gesteinsformationen meistens in Linien zu verlaufen pflegen (siehe Illustration). Auch die Fortschritte auf dem Gebiet des Farbfilms bzw. der Farbfilm-Filter-Kombinationen waren für die geologische Interpretation der Erdaufnahmen bedeutungsvoll.

Bei der Auswertung solcher Erdfotos aus dem Weltraum kam man außerhalb der geologischen Interessen zu einer anderweitig sehr wichtigen Erkenntnis. Obwohl unter günstigen Bedingungen auch auf einer weniger hochauflösenden Aufnahme Strukturen bis zur Feinheit von Straßen und Bahnlinien erkennbar werden, sind viele Großstädte unter ihrer Dunstglocke nicht auszumachen. Inzwischen hat man, ausgehend von dieser Entdeckung, begonnen, die Untersuchungsmethoden (Filteraufnahmen, Strahlungsmessungen) zu verfeinern und ein außerordentlich ökonomisches Verfahren zur Kontrolle von Faktoren der Umweltverschmutzung in Ballungszentren des menschlichen Lebensraumes mit Hilfe von Raumflugkörpern zu entwickeln.

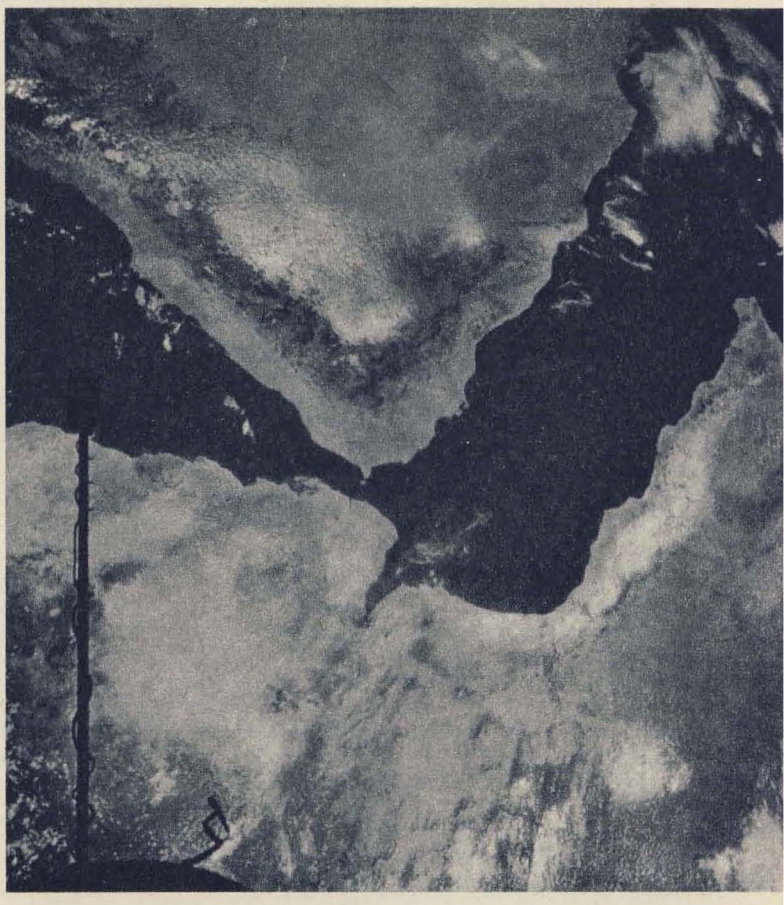
Ganz allgemein bedient man sich bei der Interpretation von Erdaufnahmen aus dem Weltraum der einschlägigen Methoden und weiterentwickelten Verfahren, wie sie von den Geologen seit Jahrzehnten beim Zusammenstellen von geologischen, geomorphologischen, tektonischen und anderen Karten mittels Luftbildern benutzt werden. Seit dem Aufkommen der Luftbildtechnik ergab sich ein beachtlicher Zustrom von vielfach völlig neuartigem geologischem Faktenmaterial, dessen Analyse zu einer selbständigen Methode bei der Untersuchung der Struktur der Erdoberfläche wurde. Nun werden derartige Möglichkeiten durch die wiederum neuartige Sicht aus dem Weltraum um weitere bedeutsame Faktoren erweitert. Abgesehen davon, daß in jedem Fall die Bildauflösung von der Flughöhe und vom Maßstab der Kameraabbildung abhängt, lassen günstige Verhältnisse zwischen Flughöhe, Gesamtabbildungsmaßstab und Geländerelief auch stereoskopisch auswertbare Reihenaufnahmen zu. Für Erdaufnahmen aus Satellitenbahnen ist diese Möglichkeit allerdings nur in geringerem Maße gegeben, weil der plastische Eindruck durch das relativ zum Maßstab stets sehr schwache Relief des fotografierten Territoriums gering bleibt. Dennoch kommt diesem Verfahren zur exakten Differenzierung geologischer Strukturen große Bedeutung zu.

Was sind nun die Aussagen, die der Geologe von Erdaufnahmen aus dem Weltraum zu erwarten hat? Wo liegen die Grenzen und welche praktischen Nutzanwendungen ergeben sich? Es sind im wesentlichen zwei Tatsachen, die das Studium derartiger Aufnahmen so interessant und nutzbringend machen. Erstens erhält man mit einer einzigen Aufnahme einen gleichzeitigen Überblick über ein relativ großes Gebiet, so daß alles unter gleichen Bedingungen beobachtet und miteinander in Bezug gesetzt werden kann. Zweitens ist es durch den stark verkleinerten Maßstab bei Übersichtsaufnahmen möglich, geologische Karten von Gebieten herzustellen, die bisher wegen ihrer unzugänglichen Lage nur ungenügend bekannt und erschlossen waren. Diese Gebiete mit herkömmlichen Luftaufnahmen zu erfassen, scheitert an den hohen Kosten. So wären zur Erfassung

einer Fläche von 110 Mio km² etwa 23 Aufnahmen aus dem Weltraum im Maßstab 1:12500000 nötig oder 400 Aufnahmen von 1:7500000 oder 1600 Aufnahmen mit dem Maßstab 1:2500000, für den gleichen Zweck würde man jedoch 3100000 Luftbilder im dabei erreichbaren Maßstab von 1:100000 oder gar 31000000 Fotos für Detailuntersuchungen mit 1:10000 anfertigen müssen.

In der Praxis hat sich gezeigt, daß für sehr viele Zwecke der geologischen Erderkundung des gegenwärtigen Stadiums Aufnahmen in den zuerst genannten Maßstäben vollauf genügen. Im einzelnen kann der Geologe auf den ausschließlich farbig angelegten Aufnahmen die an der Oberfläche liegenden Gesteinsformationen nach Sediment- und Eruptivgesteinen unterscheiden, wobei vor allem dort, wo Bruch-, Faltungs- und Verschiebungsvorgänge die Schichtungen freigelegt haben, klarere Einblicke möglich sind. Auf diesem Wege kann man, vornehmlich aus dem Vergleich der kartographischen Unterlagen von geologisch genauer erfaßten und bekannten Fundstellen von Bodenschätzen zu weiträumigen Unterlagen für die Erkundung noch unerschlossener Lagerstätten kommen. Dieser Aspekt der Geologie aus dem Weltraum dürfte zweifellos der bedeutsamste sein. Bruchzonen und Verschiebungen sind übrigens auf derartigen Aufnahmen besonders deutlich auszumachen. Einige der größeren Bruchzonen in der Erdkruste waren den Geologen schon früher bekannt, aber tektonische Störungen von vielen tausend Kilometern Länge und vielen Kilometern Breite wurden erst durch Erdaufnahmen aus dem Weltraum erkannt. Darüber hinaus kann man auf diesen Fotos aus einigen hundert Kilometern Höhe sogar in den Schelfgebieten der Meeresküsten die Bodenstruktur erfassen. Auch kann vor den Flußmündungen das Anschwemmen von Sedimenten und in den tropischen Meeren der Aufbau von Korallenriffen und -inseln beobachtet werden.

Die Grenzen, die der Geologie aus dem Weltraum gesetzt werden, sind heute nur schwer abzuschätzen. Immerhin spielt die Frage des Abbildungsmaßstabes dabei eine grundsätzliche und oft dominierende Rolle. Die Aussagen über die Art des jeweiligen Gesteins können bisher nur allgemein gehalten werden. Man ist jedoch gerade auf diesem Gebiet durch die Erweiterung der Untersuchungsmethoden (u. a. durch Radartechnik) um nachhaltige Fortschritte bemüht. Insgesamt steht die geologische Interpretation von Weltraumfotos der Erde heute erst am Anfang. Die bisherigen Erfahrungen konzentrieren sich vornehmlich auf vegetationslose und zudem meist wolkenarme Gebiete, wie sie besonders im nördlichen Teil Afrikas zu finden sind. Das liegt daran, weil die Vegetation den Deutungen große Schwierigkeiten entgegensetzt, weil die optischen und sonstigen Erkundungsverfahren kaum oder gar nicht zum eigentlichen Untersuchungsobjekt – den Gesteinsformationen – „durchdringen" können. Aus den Weltraumfotos allein wird man in den meisten Fällen sicher nicht zu hinreichend schlüssigen Detailaussagen kommen, so daß auch weiterhin die Überprüfung im Gelände die letzte Instanz der geologischen Untersuchungen bleiben wird. Der Weg zur Geologie aus dem Orbit ist aber bereits gefunden.



Brandin gibt nicht auf

In mir lachte und jubelte es. Im ersten Moment war ich versucht, ihm anerkennend auf die Schulter zu klopfen und laut vor allen, die angetreten waren, zu sagen: ‚Bravo, mein Alter, das hast du gut gemacht!' Aber ich mußte mich zusammennehmen, mein Gesicht bewahren. Da steht er, in Reih und Glied. Schaut mir, seinem Zugführer, geradewegs in die Augen. Die Unschuld in Person. Seit einem reichlichen Vierteljahr ist er nun schon Soldat. Und bis gestern hätte ich es noch bestritten, daß Brandin so etwas wie Ehrgeiz kennt. Im stillen hatte ich ihn einen Waschlappen genannt und, vernehmlich, eine Memme geheißen. Mit seinen ausladenden Schultern, einen Kopf größer als ich, hatte er diese Provokation geradezu herausgefordert. Aber wie das so ist, der Rüffel, den ich berechtigt einstecken mußte, kam postwendend.
„Glauben Sie, Genosse Leutnant, mit solchen Kraftausdrücken zum Erfolg zu kommen?"
Ich schwieg und redete mir, als Rechtfertigung vor dem Batteriechef, ein, daß Brandin der klassische „hoffnungslose Fall" sei und alle Versuche, ihn zu einem wirklichen Soldaten zu erziehen, vergebliche Liebesmüh' wären.
Brandin hat mich eines besseren belehrt. Ich mußte meine Meinung über ihn korrigieren.
‚Ich würde dich gern belobigen, mein Lieber, aber so leid es mir tut, ich kann es nicht. Ich muß dich bestrafen.' Im Zug ist alles beraten. Alle waren gegen eine Bestrafung. Ich habe mir Zeit gelassen, bis heute.
„Soldat Brandin – vortreten!", befehle ich.
Weit sind meine Gedanken den Worten voraus, die ich als Begründung für die Bestrafung formuliere. Deutlich steht das gestrige Erlebnis wieder vor mir. . .
. . . Nach fünf Tagen Feldlager wieder in der Kaserne! Jedem von uns waren der Staub und die brennende Hitze anzusehen. Die einzige Erfrischung hatte uns der das Ausbildungsgelände durchschneidende Rande-Fluß gebracht, in dem wir das Überwinden von Wasserhindernissen trainierten. Deshalb hatte ich, mit Erlaubnis des Batteriechefs, den Soldaten versprochen, in der Freizeit baden zu fahren. Ich wählte, um Zeit zu gewinnen, den kürzesten Weg durch den Wald. Die beiden URAL, auf denen die Soldaten saßen, wirbelten auf dem trockenen Sandboden dichte Staubwolken auf, die unter die Halbplanen krochen und sich auf den Felddienstuniformen festsetzten. Am Ufer des kleinen Sees, das zu einem bescheidenen Badestrand ausgebaut worden war und dringender Ausbesserungsarbeiten bedurfte, legten die Soldaten ihre Uniformen zu Päckchen und richteten die Stiefel wie zur Parade aus. Wie freigelassene Füllen stürmte mein Zug in das erfrischende Element. Die beiden Rettungsschwimmer, zwei athletische junge Burschen, die ihr Zeugnis bei der GST gemacht hatten, und ich nahmen auf dem schmalen, ein wenig wackligen Laufsteg Platz und beobachteten aufmerksam das Treiben im Wasser. Mein besonderes Interesse galt Brandin. Er hatte mir an der Rande verdammt viel Ärger bereitet. Während der fünf Tage Feldlager war, laut Ausbildungsprogramm, das Überwinden von Wasserhindernissen mit Behelfsmitteln geplant. Der Batteriechef hatte mit mir alles bis in Detail durchgesprochen. Es konnte, bei strenger Beachtung aller Sicherheitsvorkehrungen, die das Überwinden von Wasserhindernissen erforderlich machen, nichts schiefgehen. Nachdem ich zuvor mit den Unteroffizieren das zu überwindende Wasserhindernis genau und gründlich aufgeklärt hatte, legte ich vor meinem Zug die taktische Idee der zu lösenden Aufgabe dar. Dabei ging ich davon aus, daß es im mitteleuropäischen Raum eine beträchtliche Anzahl von Bächen,

Flüssen und Strömen gibt, die es in einer militärischen Auseinandersetzung kämpfend zu überwinden gälte.
Bei meinen Erläuterungen unterließ ich es nicht, die Reaktion, die meine Worte auslösten, auf den Gesichtern der Soldaten zu beobachten. Schwimmen konnten sie alle, das wußte ich. Aber wie würden sie sich anstellen, wenn es ernst würde? Die Unteroffiziere? Auf sie war Verlaß. Sie kennen das Wasser, und nicht nur das der Rande. Struckmann, Becker, Lindner? Um sie brauche ich auch nicht zu bangen. Sie sind richtige Haudegen, auf der Sturmbahn wie unter Schutzbekleidung.
Ebert, Belling, Schulz? Na ja, ihre Aufgaben haben sie bisher immer geschafft, wenn manchmal auch erst im zweiten Anlauf. Und die anderen? Der Tag wird's ans Licht bringen.
Brandin? Der saß, während ich den Zug in kleine Trupps einteilte, mit gesenktem Kopf vor mir und wischte sich die schweißigen Handflächen an dem hohen sattgrünen Ufergras ab. Auch auf seiner Stirn perlte der Schweiß, der sich zu dünnen Rinnsalen formte und unterhalb des Kinns abtropfte. Aus eigener Erfahrung wußte ich, daß das ein Zeichen von Angst war. Einen solchen Angstausbruch habe ich in den letzten Wochen des öfteren bei ihm beobachten können. So glaubte Brandin, das längere Tragen der Schutzmaske nicht aushalten zu können und riß sie herunter. Auf der Sturmbahn äußerte sich seine mangelnde Willensstärke beim Hangeln über das Seil. Jedesmal, wenn er knapp die Mitte des Seiles erreicht hatte, ließ er sich, unkontrolliert zappelnd, mit den Worten „Ich schaffe das nicht" fallen. Damit, so glaubte er, war die Aufgabe für ihn erfüllt. Doch ich gab nicht nach. Und ich durfte auch nicht nachgeben.
Mein eigenes Erleben lehrte mich, daß jeder Soldat von sich aus dazu beitragen kann, mit seinem Angstgefühl fertig zu werden. Dazu muß er sich selbst aufmuntern und Mut zusprechen. Brandin konnte sich von den geforderten Handlungen keine richtigen Vorstellungen machen. Hinter allem sah er zuerst nur die Gefahren für sein Leben. Nach einer Unterredung, die ich mit ihm unter vier Augen hatte, wurde ich in meinem Entschluß bestärkt, ihm für die nächste Zeit einen Genossen an die Seite zu stellen, der in allen Beziehungen stärker ist als er, bei dem er lernen kann, wie er sich zu verhalten hat. Ich machte es seinem Unteroffizier nicht leicht. Wie oft mußte er auf den ersehnten Ausgang verzichten. Dann hieß es üben, üben und immer wieder üben! Das Anlegen der persönlichen Schutzbekleidung und das Überwinden der Sturmbahn.
Mir ging es darum, Brandin über den Unteroffizier zu beherrschtem Betragen und zur Aufbietung aller Kräfte beim Überwinden von Schwierigkeiten und Hindernissen zu erziehen. Wenngleich ich auch Unteroffizier Lohse, der lieber heute als morgen seinen Schützling aufgegeben hätte, immer wieder neuen Mut zusprechen mußte, so stellten sich doch bald erste Teilerfolge ein. Soldat Brandin verrichtete jetzt längere Zeit Tätigkeiten unter angelegter Schutzausrüstung und überwand schließlich auch die zweite Hälfte des Seiles.
Wie würde er nun die neue Bewährungssituation, den Rande-Fluß, meistern?
Ich befahl den Geschützführer zu mir, machte ihn auf meine Beobachtungen aufmerksam und hieß ihn, auf Brandin ein besonderes Auge zu haben. Die Soldaten erhielten die Aufgabe, mit selbstangefertigten Behelfsmitteln den Fluß zu überqueren. Es überwog der Knotenschwimmsack. Darin brachten sie ihre vollständige Schutzausrüstung, das Sturmgepäck und die Magazintasche ihrer Maschinenpistole unter. Um ihn tragfähiger zu machen, füllten sie den Schwimmsack mit Reisig und trockenem Ufergras aus. Durch den Knoten geschoben, lag die Waffe auf dem Schwimmsack. Die Stahlhelmriemen wurden gelockert, die Stiefel, vom Koppel gehalten, waren fest an den Leib gedrückt. Die Aufgabe lautete: Schwimmend das jenseitige Ufer erreichen und gedeckt, in angelegter Schutzausrüstung, die achthundert Meter vom Fluß entfernte Höhe A zu besetzen. Vom Schlauchboot aus, das Gefreiter Struwe und Soldat Nickel zu Wasser gebracht hatten, verfolgte ich kritisch, wie die Soldaten, das Bündel vor sich herstoßend, die Rande durchschwammen. Ich suchte nach Brandin. Der stand, neben ihm Unteroffizier Lohse, noch immer am diesseitigen Ufer. Ich sah, wie Lohse unablässig, mal mit einer Armbewegung auf den Fluß weisend, ein andermal den Kopf schüttelnd, auf den Soldaten einredete.
„Gefreiter Struwe", befahl ich, „beidrehen!"
Aber mein Eingreifen machte sich überflüssig.

Zwei Schulterpaare hoben und senkten sich im Rhythmus ihrer Schwimmbewegungen. ‚Na also, das wäre geschafft!'

„Kommando zurück! Den anderen nach!" Kräftig stießen Struwe und Nickel die Paddel ins Wasser. „Brandin!" hallte es zornig über die Rande. Ich traute meinen Augen nicht. Einsam wippte mitten auf dem Fluß ein verlassener Knotenschwimmsack, während Brandin, gefolgt von Lohse, mit kurzen, ruckartigen Stößen zum Ufer zurückschwamm.

„Sind Sie denn ganz und gar verrückt geworden? Die Waffe, Mensch! Zurück, befeh. . . !" Unteroffizier Lohse hatte Wasser geschluckt. Er mußte husten. Meinem ersten Gruppenführer rief ich zu: „Unterfeldwebel Jahnke, Sie übernehmen den Zug!" Ich ließ das Schlauchboot beidrehen und ruderte den beiden hinterher. Noch ehe ich den Ausgangsraum erreicht hatte, stand Brandin, ohne Stiefel und Stahlhelm, mit triefender Uniform, hastig atmend, am Flußufer. Wut und Ärger und alles, was man in solchen Augenblicken empfinden kann, stieg in mir auf. Ich mußte meinen Zorn bändigen. Gefühlsausbrüche solcherart sind schlechte Ratgeber. Ein Vorgesetzter, sagte ich mir, der jetzt nachgibt, ist ein schlechter Vorgesetzter. Und so befahl ich: „Soldat Brandin, zurück ins Wasser und 'rüber zum anderen Ufer!" Was sich danach abspielte, das verdaut nur einer, der sein Gewissen im Glücksspiel verhökert hat: Brandin, ein Mann stark wie ein Baum, wurde von einem Weinkrampf geschüttelt.

„Ich kann nicht", stammelte er, „nein, ich kann nicht, mich zieht's nach unten. Ich kann nicht! Sperren Sie mich doch ein."

„Nichts werde ich!" wurde ich laut. „Also los, ins Wasser!" Die Wiederholung meines Befehls war Blödsinn. Doch das wurde mir erst Stunden später bewußt. Brandin war in diesem Zustand nicht mehr ins Wasser zu kriegen. In solchen kritischen Situationen ist mit Befehlen allein eben nichts zu erreichen.

„Gestatten Sie, Genosse Leutnant", lenkte Unteroffizier Lohse ein, „daß ich den Schwimmsack ans Ufer hole?" Struwe und Lindner tauchten nach Stahlhelm und Stiefeln. Nach dem dritten Versuch war alles an Land gebracht. . .

. . . Das war im Feldlager. Gestern nun badeten wir in dem kleinen See. Und ich war gespannt darauf, wie Brandin sich dabei verhalten würde. Vom Laufsteg aus fand ich bald seine breiten Schultern. Er tollte inmitten einer Schar ausgelassener Soldaten im Wasser herum, als wäre nichts passiert. Und ich ertappte mich bei dem Vergleich, daß auch – wie das Wasser der Rande – dieser See keine Balken habe. Den Soldaten Brandin aber trug dieser See. Leicht und ohne die Gefahr, nach unten gezogen zu werden, schwamm er auf dem Wasser dahin. Er hatte Mut gefaßt, und plötzlich ging's. Eine halbe Stunde noch, dann würde das Treiben zu Ende sein. Struwe, Lindner und ich würden dann die Möglichkeit haben, uns ebenfalls kurz zu erfrischen. Ein schwacher Wind trug leichte Abkühlung herüber.

„Das haut doch den stärksten Eskimo vom Schlitten. Sehen Sie nur, Genosse Leutnant!", rief Struwe wenig später plötzlich. Er reichte mir das Doppelglas und wies mit ausgestrecktem Finger auf die Mitte des kleinen Sees. Weit draußen, schon außerhalb des befohlenen Badeabschnittes, schwamm Brandin. Würde er denn diese lange Strecke durchhalten können? Und was, wenn ihn plötzlich die Kräfte verließen? Besorgt sah ich ihm nach.

„Brandin! Der ist wohl lebensmüde!" Meine Stimme schlug Purzelbäume. „Lindner, los! Laufen Sie um den See und schwimmen Sie dem Kerl entgegen!"

Hinter einer Schilfmauer, die einen tiefen Keil in den See getrieben hat, verschwand Brandin bereits aus der Strichskala meines Doppelglases. . .

. . . Wie ein Film läuft dieses gestrige Erlebnis noch einmal vor meinen Augen ab, Bild für Bild, fein säuberlich aneinandergereiht.

‚Ehrlich, es schmerzt mich, aber es muß sein. Ich muß dich bestrafen, Soldat Brandin. Du hast gegen die Vorschrift gehandelt und den Befehl, nur im festgelegten Abschnitt zu baden, mißachtet. Bei aller Achtung vor deiner Leistung, den See auf eigene Faust durchschwommen zu haben, doch ich muß dich bestrafen. Denn niemand ist befugt, die Vorschriften großzügig auszulegen. So sollst du auch den Verweis verstehen.

„Rührt Euch! Soldat Brandin – eintreten!" Ich kann nicht umhin, mich dem aufmunternden Lächeln der Soldaten meines Zuges anzuschließen.

Major Heinz Breuer

AR INTERNATIONAL

AUS UNSEREM JAHRESTAGSKALENDER:

15. Januar: Tag der tschechoslowakischen Artillerie
19. Januar: 25. Jahrestag des Sieges des um die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei zusammengeschlossenen Demokratischen Blocks über die Reaktion in den Wahlen zum Gesetzgebenden Sejm

Ernüchternde Bilanz

Mehr als 360 000 Soldaten und Offiziere verloren die USA nach offiziellen Angaben seit Beginn ihrer Vietnam-Aggression. Das übersteigt bereits die Verluste der Vereinigten Staaten im ersten Weltkrieg. Die dem amerikanischen Volk aufgebürdeten finanziellen Kosten des schmutzigen Krieges in Vietnam erreichten seit 1960 etwa 200 Milliarden Dollar. Ein Beispiel für den ungeheuren, aber faktisch nutzlosen materiellen Aufwand ist die Tatsache, daß inzwischen auf jeden Vietnamesen im Durchschnitt 160 kg Bomben entfallen.

Laotische Hilfstruppen

Für die rund 60 000 Mann umfassenden laotischen Regierungstruppen werden größtenteils verarmte, landlose Bauern angeworben. Sie bekommen einen Monatssold von etwa fünf Dollar, sind nach offizieller Einschätzung „wenig zuverlässig" und nutzen jede günstige Gelegenheit, um zu desertieren. Um Abhilfe zu schaffen, wurden amerikanischerseits sogenannte Sondertruppen aufgestellt, die sich aus den kriegerischen Gebirgsstämmen der Meo und Khe rekrutieren. Diese Söldnertruppe umfaßt etwa 30 000 Mann; ihre Angehörigen erhalten drei- bis viermal soviel Sold wie die Vientianer „Regulären". Sie stehen unmittelbar unter US-Kommando. Darüber hinaus erhielten bereits 360 laotische Angehörige der „Sondertruppen" eine Rangerausbildung in der berüchtigten amerikanischen Killer-Schule Fort Knox. Trotz allem müssen sie jedoch immer wieder Schläge der laotischen Befreiungsarmee hinnehmen, die vor allem in Dschungelgebieten erfolgreich operiert. (Unser Bild zeigt Befreiungskämpfer in einem improvisierten Feldlager mitten im Urwald.)

Fünf Millionen Kambodschaner befreit

Innerhalb von siebzehn Monaten seit Beginn des amerikanischen Überfalls auf Kambodscha, gelang es den Befreiungsstreitkräften, vier Fünftel des kambodschanischen Territoriums unter ihre Kontrolle zu bringen. In diesem von der Volksmacht regierten Gebiet leben fünf Millionen der insgesamt sieben Millionen Kambodschaner. Auf unserem Foto: Soeu Meat, ein erfolgreicher junger Kämpfer, in der Uniform der kambodschanischen Befreiungsstreitkräfte.

Brunei bleibt besetzt

Die britische Regierung hat mitgeteilt, daß sie im Sultanat Brunei auf Kalimantan ein Bataillon mit 600 britischen Soldaten belassen will. Eine entsprechende Vereinbarung sei mit dem Sultan getroffen worden, der weiterhin die Stationierungskosten übernehme. Die konservative Regierung hat damit einen Beschluß der Labourregierung rückgängig gemacht, welche die britischen Truppen aus Brunei abziehen wollte.

Luftbrücke nach Israel?

Im Nordwesten Saudi-Arabiens soll nach Korrespondentenberichten unter strengster Geheimhaltung ein amerikanischer Luftstützpunkt errichtet worden sein, von dem aus regelmäßig Flugzeuge nach Israel starten. Der neue Stützpunkt, auf dessen Pisten nach diesen Informationen auch israelische Maschinen landen, wird bei Tebuk, einer Stadt in der Nähe der jordanischen Grenze, vermutet. Ausrüstung und Flugzeuge sollen von dem ehemaligen US-Luftstützpunkt Wheelus stammen, der auf Verlangen der libyschen Regierung aufgegeben werden mußte.

Militärkommando in FAR

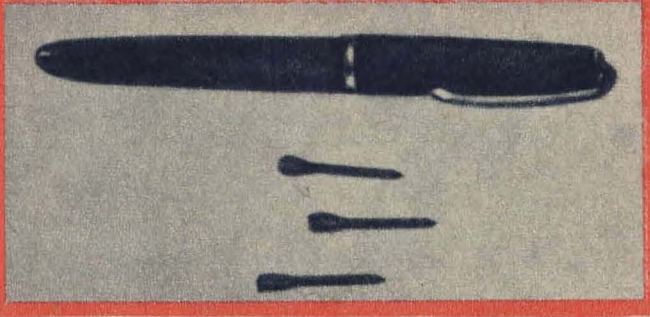
Gemäß der in Volksabstimmungen von der Libyschen Arabischen Republik, der Arabischen Republik Ägypten und der Syrischen Arabischen Republik angenommenen Verfassung der Föderation Arabischer Republiken (FAR), werden die Verteidigungsaufgaben künftig von einem zentralen Militärkommando des neuen Staatenbundes wahrgenommen. Im Falle von Unruhen, die die Sicherheit einer der Republiken oder gar der gesamten Föderation gefährden, können die Bundesbehörden einschreiten. Die Bundesstaaten der FAR führen eine gemeinsame Flagge sowie ein gemeinsames Staatsemblem. Es ist eine gemeinsame Hymne vorgesehen.

PAIGC gewinnt an Boden

Mit einem bekannten Trommelsignal beginnt zweimal täglich das fahrbare Studio des Freiheitssenders von Guinea-Bissau seine jeweils einstündigen Übertragungen (auf dem Foto ein Blick in das Studio). Zwar verstärkte Portugal seine Kolonialtruppen in Guinea-Bissau seit 1961 von 3000 auf 40 000 Mann; dennoch gelang es den Befreiungsstreitkräften der PAIGC (Afrikanische Unabhängigkeitspartei Guineas und der Kapverdischen Inseln), mehr als zwei Drittel des Territoriums ihres Landes und fast die Hälfte der Bevölkerung vom Kolonialjoch zu befreien. Die Patrioten unternahmen innerhalb der letzten drei Jahre 2100 Angriffsoperationen, eroberten 19 Stützpunkte und setzten 5100 portugiesische Söldner außer Gefecht.

Technisierter Mord

Eines der von den USA in Vietnam eingesetzten barbarischen Vernichtungsmittel ist die Kugelbombe vom Typ ZBU-46 („Ananasbombe"). Sie verschleudert bei der Detonation über 300 tödlich wirkende Kugeln. Ein Flugzeug vom Typ F-105 kann bis zu 2500 solcher Bomben mit sich führen. Bei Bombardierungen erreicht die Feuerdichte 760 000 Kugeln je Quadratkilometer. Bauern, die bei der Felderbeit überrascht werden, haben kaum Möglichkeiten, sich vor diesem Kugelregen zu retten. Ohne Skrupel setzen die USA auch eine neue Art der durch die Haager Konvention von 1899 verbotenen Dum-Dum-Geschosse ein, die durch ihre zerfetzende Wirkung schwerste Verletzungen hervorrufen. Die Geschosse werden aus 20-mm-Maschinengewehren abgefeuert. Sie detonieren im Körper und verstreuen eine große Anzahl von Splittern. Praktisch unheilbare Wunden reißen ebenfalls aus Bomben geschleuderte Stahlnadeln (siehe Foto; dazu im Vergleich ein Füllfederhalter).



Fortsetzung von Seite 21

die letzte Woche kaum ein Auge zumachen konnten."

„Großer Nerven- und noch größerer Zigarettenverschleiß?"

„Nerven ja. Zigaretten nein. In Schneideräumen ist das Rauchen verboten. Man hätte jedesmal vor die Tür gehen müssen, aber dazu war es nachts zu kalt, und außerdem hatten wir keine Zeit. So ging es auch ohne. Aber als alles geschafft war, war das für uns alle ein wunderbares Gefühl."

Übrigens, eine Schere benutzt die Chefschnittmeisterin nur, wenn sie sich ihre Kleider zuschneidet. Am Schneidetisch schneidet sie mittels moderner Technik.

Unseren dritten Chef im Bunde, Heinz Killian (35), treffen wir nicht auf Anhieb, sondern Tage später, nach vielen Telefongesprächen und auch nur auf ein paar Minuten, die er an irgendeinem Drehort verwarten muß. Der Mann ist gefragt – und gejagt. Jedoch, er besitzt die Kondition eines Mittelstürmers; ein Durchreißer, der obendrein stets noch im Bilde ist.

Etwa 10 Jahre gehört er dem Armeefilm-Studio an. Er erlebte die bescheidenen Anfänge in irgendeiner Baracke in Biesdorf mit, ist also sozusagen ein nicht mehr ganz junger Pionier des Armeefilms der NVA. Seine Biographie hört sich wie ein Bilderbuchbeispiel sozialistischer Talentförderung an: begabter Junge. Fotografiert, wo er geht und steht. (Etwas übertrieben natürlich!) Geht in den Schulferien arbeiten, um sich eine „Mimosa 250" zu verdienen. Fotografiert von nun an noch besser. Wird entdeckt, gefördert, auf die Fachschule geschickt. Kommt als Kamera-Assistent zur DEFA zu Jo Hassler, von dem er eine Menge lernt. Landet in der Biesdorfer Baracke. Heute ist er für den gesamten Bereich Kamera im Armeefilm-Studio verantwortlich. Kaum eine Waffengattung, die er noch nicht gefilmt hat, kaum eine Einheit, in der er noch nicht war. Etwa 40 Filme hat er gemacht, dazu Beiträge für die Armeefilmschau und das militärtechnische Magazin.

„Haben Sie schon mal durchgedreht?"

„Fast. Bei ‚Katjuschas heute'. Ist 'ne Weile her. Wir drehten auf dem Truppenübungsplatz Nochten. Alles hatte geklappt. Als wir mal essen waren, brach urplötzlich ein Sturm los – in Nochten sind so was Sandstürme. Wir dachten an die Kamera. Selbstverständlich hatten wir sie abgedeckt. Als wir hinkamen, war sie total versandet. Eine Reservekamera gab's nicht. Da habe ich mich hingesetzt und das Ding auseinandergebaut – bis in alle Einzelteile. Hatte ich noch nie gemacht. Dann alles mit Autobenzin ausgewaschen. Wieder zusammengebaut, justiert. Als Kameramann bekommt man das nicht gelehrt. Jedenfalls habe ich sie wieder hingekriegt. Die Dreharbeiten konnten weitergehen. Der Film bekam übrigens dann das Prädikat ‚Besonders wertvoll'."

Sein größtes Erfolgserlebnis sollten wir nicht verraten. Wir tun es trotzdem. Er hat einmal mit „dem Admiral" in Prora eine Nacht hindurch Skat gespielt und gewonnen. „Der Admiral spielt einen guten Skat und kann auch verlieren."

Das autorisierte Erfolgserlebnis: Der Film „Bewährung am Himmel", eine Reportage in Farbe über Meisterschaften im Fallschirmspringen. Heinz Killian hält ihn für seinen Besten und lobt die Zusammenarbeit zwischen Autor, Regisseur und Kameramann.

Nach einigem Nachdenken fällt ihm dann sein Allerbester ein: „Bedingungen normal", Reportage von der Winterübung einer mot. Schützeneinheit. Heinz Killian fuhr sie auf dem SPW mit. „Wir haben mit den Soldaten gefroren, haben uns mit ihnen an der Lötlampe gewärmt, haben wie sie aus der Büchse gegessen. Beim Sturmangriff war ich dann mit der Handkamera dabei. Wir mußten wie die Soldaten alles aus uns herausholen, um mitzuhalten. Ich glaube, man merkt es dem Film an, daß wir hautnah dran waren."

Hautnah am Leben der Armee dran sein, das ist die Devise ihres Filmstudios. Nützlich sein, gebraucht werden. Dafür arbeitet das gesamte Kollektiv in Biesdorf.

Korrigieren wir uns also. Filme machen ist kein Trallala, es ist harte und schöne Arbeit. Eine harte Arbeit, die schöpferische Phantasie und militärische Sachlichkeit erfordert.

Scharfschützengeschichten

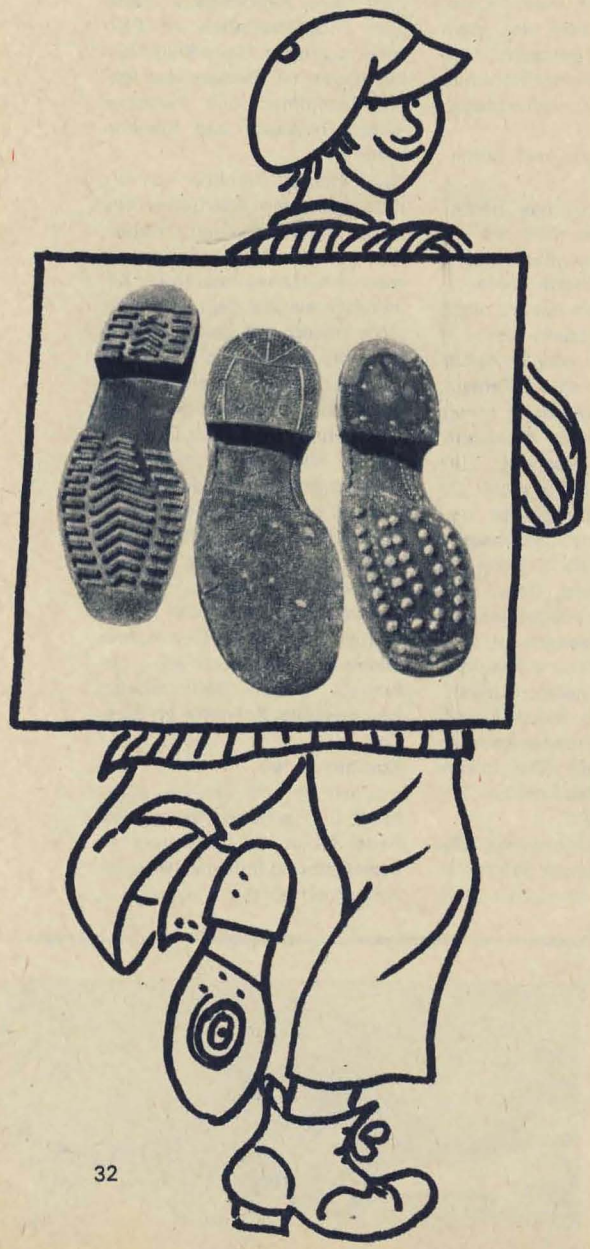
Zu unserem Bildbericht auf den Seiten 4 bis 9: Bitte kreuzen Sie auf dem nebenstehenden Foto die Stellungen der beiden Soldaten an und senden Sie das Bildchen, ausgeschnitten und auf eine Postkarte geklebt, an **Redaktion „Armee-Rundschau", 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Kennwort: Scharfschützen**

Dezembertage.

Kerzenschimmer und Silvesterpunsch, das ist die eine Seite. Nasse Socken und kalte Füße sind die Kehrseite.

Für die Funktion eines Exklusivreporters in dieser gefühlvollen Angelegenheit konnte Major Heinz Huth den bekannten Berliner Schusterjungen gewinnen.

Der brach dann alsbald in die Schmöllner Schuhfabrik mit der Aufforderung ein:



Zeigt her Eure Sohlen!

Wer denn sonst hätte diesen Auftrag erfüllen können? Etwa der gestiefelte Kater? Den gibt's doch nur beim ollen Vater Grimm im Märchen. Oder etwa der Meesta Hans Sachs? Der wäre doch zu bürgerlich für die „Rundschau". Nee, ick bin als – wie man heute so schön sagt – proletarisches Element der Goldrichtige.

Natürlich bin ick auch fachkundig genug. Ick muß das balkendicke unterstreichen, weilick mir in Schmölln immer mit dem Werkleiter in der Wolle hatte. Wie Sie noch hören werden.

Also die Sohlen. Die Sohlen sind das Herz eines Schuhes, sage ick euch. Man kann bei einer flotten Sohle auf dem Parkett sein bißken Herze verlieren oder auf leisen Sohlen sich mit seiner Mieze vom Weihnachtsboom weg ins Nebenzimmer schleichen. Doch davon wollen wir hier heute nicht die Rede halten. Ick will balkendicke unterstreichen, daß die Sohlen viel Liebe und Jefühl von den Schusters verlangen.

Ick machte mir also auf die Socken, will sagen mit festem Reservistenschritt auf nach Schmölln. Als ick mit durchgelatschten Sohlen, aber immer noch knarrenden Stiefeln beim Werkleiter

dem Jenossen Laubitz einmarschierte, begann der mich auch schon zu examinieren.

„Weshalb knarren eigentlich die Stiefel," fragte er mir. Worauf ick ihm jelassen erwiderte: „Ein Stiefelboden besteht aus zahlreichen Schichten, aus Filz, Leder und Holz. Wenn das aufeinander schubbert, dann muß es doch knarren. Das kann auch ein Jenie von Schuster nicht vermeiden."

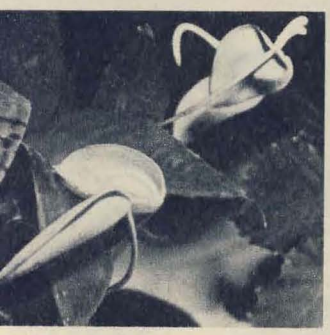
„Nee," antwortete da der Werkleiter mit einem freundlichen Grinsen. „Nee, das Knarren ist Absicht, damit der Soldat merkt, wenn sich ein Vorgesetzter nähert."

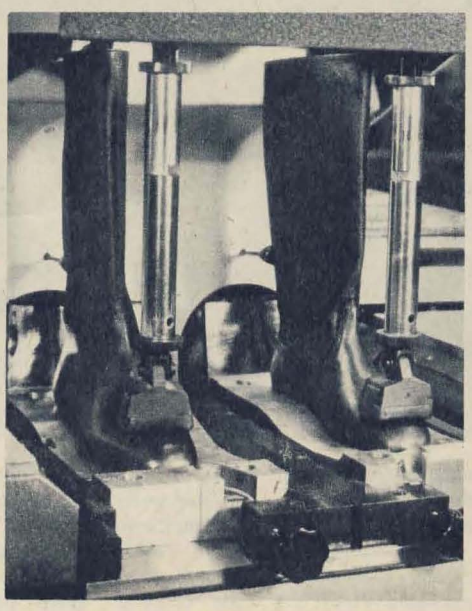
‚Der will dir auf'n Arm nehmen', schoß es durch mein Jehirn. Aber ick war mir nicht so ganz sicher, weil ick unsere heutige Armee noch nicht so jut kenne. Aber da fragte der Meesta, will sagen der Werkleiter schon weiter: „Und warum hast du Löcher in den Sohlen?" Worauf meine Antwort urstplötzlich kam: „Bei solch einem Gewaltmarsch von Berlin bis hierher in den tiefsten Süden muß man ja die Sohlen durchlatschen."

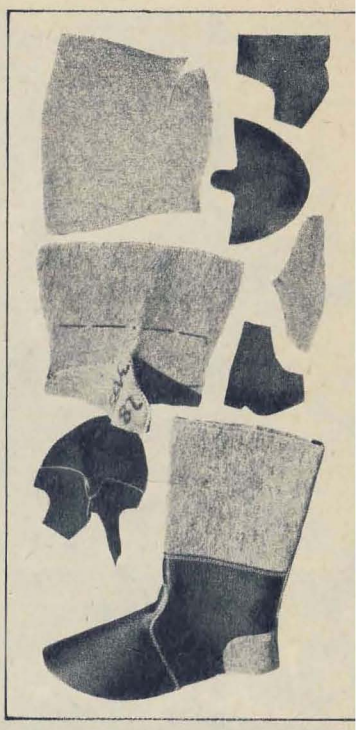
Worauf der Werkleiter erwiderte: „Du hast Löcher in den Sohlen, weil du noch nicht mit unseren angespritzten PVC-Sohlen ausgestattet bist, mein Junge." Wobei er mir ein paar dieser Stiebel unter die Nase hielt. Na, durchgelatscht wie meine waren die Sohlen zujestandenerweise nicht. Aber so unbeleckt wie eine Torte frisch vom Konditor lachten se ooch nicht gerade in die Gegend. Doch der Jenosse Werkleiter meente:

„Diese Stiefel wurden ein halbes Jahr lang täglich getragen. Ledersohlen hätten das nicht ausgehalten. Die Spritztechnologie haben wir im Auftrage Eures Ministeriums entwickelt. Seit einer Woche wird danach produziert. Der neue Stiefel knarrt nicht mehr, mein Junge. Es fehlt so manche Schicht im Stiefelboden und auch die Täkse, die ebenfalls Wasser sogen. Haltbarer ist der neue Stiefel auch. Wo früher 100000 Paar gebraucht wurden, reichen in Zukunft 70000–80000."

Ick habe ja als sozusagen proletarisches Element nischt gegen den Fortschritt. Aber ein Kunstwerk waren unsere alten Sohlen doch. Worauf er entjegnete: „Ja, und wie ein Kunstwerk kostete die alte Sohle viel Schweiß. Knochenarbeit war das. Mit der neuen Technologie haben wir auch die Arbeits- und Lebensbedingungen bei uns verbessert."







Da wußte ick : Der Mann latscht für seine neuen Sohlen, die ja auch den Jenossen Vorgesetzten, den Grenzern, Wachsoldaten und Kraftfahrern das Herze erfreuen werden, durch Feuer. Aber halt! Da hatte ick ihn ja. Ick hatte mir nämlich vor meinem Gewaltritt nach Schmölln ein bißken polytechnisch vorgebildet.

„Schmilzt diese angespritzte Sohle, wenn der Soldat durchs Feuer latscht, nicht wie die Butter in der Sonne?"

Aber des Werkleiters Jesichte verlor nicht die Fasson. Er meinte: „Einen feuerfesten Schuh gibt es überhaupt nicht. Ja, PVC schmilzt. Aber Leder brennt. Und ziemlich rasch. Wir hatten zum Beispiel hier ein Paar Stiefel, da war die Gummisohle noch brauchbar, aber das Leder darunter war verkohlt. Bei uns im Werk wurden schon einmal Stiefel mit einer angeklebten PVC-Sohle produziert. Als wir die Produktion einstellen wollten, hagelte es Pro-

Der neue Spritzautomat aus der ČSSR. Ursprünglich war er nur für Halbschuhe gedacht. Auf Wunsch der Schmöllner wurde er für die Stiefelproduktion umgebaut.

Männerstiefel aus Frauen- und Mädchenhänden. Rund 70 Prozent der Beschäftigten der Schmöllner Schuhfabrik sind weiblichen Geschlechts.

teste. Und weißt du, Junge, von wem? Von der Feuerwehr. Unsere Feuerwehr wollte die PVC-Sohlen, eben weil sie nicht brennen."

Da war ick uff's Kreuz gelegt und probierte die neuen Stiefel gleich einmal selbst. Und bald rief ick überzeugt: „Ja, unsere Jenossen werden sich freuen. Diese Stiebel sind ja nicht nur haltbarer und immuner gegen Wasser. Die Botten sind ja ooch ville leichter." – „Denkste," erwiderte da der Sachse von Jenossen Werkleiter im Urberlinischen: „Denkste, die Stiefel sind genauso schwer. Aber weil sie biegsamer, weil sie elastischer sind, erscheinen sie beträchtlich leichter."

Der Mann hatte ja sicherlich recht, aber das ewige Examinieren behagte Mutters Sohn nicht, weshalb er sagte: „Jenosse Werkleiter, was ick nicht gesehen habe, dat ist nich. Latschen wir mal uff unsere alten Ledersohlen und Jummiabsätzen durchs Werk." Worauf der Werkleiter schon wieder räsonierte: „Wichtig, Junge, ist auch, was du nicht mehr sehen wirst. Sieben Kommissionen hatten sich Teilgebiete vorgenommen, angefangen von der Qualifizierung über die Kostenberechnung bis zum Arbeitsschutz. Alle im Werk waren aufgefordert mitzudenken. Und auf den Parteiversammlungen verschwand das Thema ‚Spritztechnologie' nie. Doch jetzt komm!" Da war dann viel zu sehen. Noch immer schwere Arbeit, aber die schwerste war Verjangenheit, wie man mir versicherte. In eener Halle sah ick ooch einen Pausenraum, der glatt die einstige jute Stube meenes Meesters ausgestochen hätte. In eenem Saale bildete die eine Wand eine Karawane von echten Blumen. Die Jenossen hatten sich mit der Jartenbauausstellung beraten. Uff die Farben in den Sälen mußte mich erst mein Werkleiter uffmerksam machen. Eine PGH „Farbenfroh" hatte ein 50 Seiten dikkes Programm ausgearbeitet, wie man dem Saal mit Farben ein fröhlicheres Anjesichte geben konnte. Mit der neuen Sohle fällt ooch weniger Staub an und man arbeetet weniger mit dem Schuhmesser, was der Jesundheit der Schusters und der Schusterinnen sehr dienlich ist.

Ick war zufrieden. Wenn er mich nur nich immer so jeärgert hätte. Also: Da sah ick in dem einen Saal so ein hübsches Mädchen. Nischt wie ran, sagte ick mir, nischt wie ran an det hübsche Kind. Und mein Jenosse Werkleiter nickte mit freundlichem Grinsen: „Das ist eine ausgebildete Schuhbodenfacharbeiterin. Wir haben auch Schaftteilstepperinnen und ausgebildete Filz- und Schaftteilstanzer." Da hatte ick doch ein bißken Bammel wegen der all-

gemeinen Schuhbildung, die mir einst mein Meesta verpaßt hatte. Und wir jingen weiter. Dann zeichte mein Jenosse Werkleiter auf einen Sack und meente: „Das sind unsere Schuhsohlen!" Worauf icke erbost erwiderte: „Das ist kleingehackte Lakritze." Und ick steckte mir ne Handvoll von dem Zeuch zwischen die Zähne. Lakritze war es ja nich, aber Schuhsohlen noch viel weniger. Doch dann sah ick, wie dieses Zeuch oben in den Automaten geschüttet wurde und auf der anderen Seite een Stiebelschaft angesetzt wurde und wieder abgenommen wurde und daß dann ne glänzende Sohle dran war. Knorke, dachte ich, das fetzt ein. Worauf mir der Werkleiter noch erjänzte, daß diese Automaten natürlich 24 Stunden am Tag ausgelastet werden. Mit der neuen Art, die Schuhe zu besohlen, seien 120 Kollejen von der alten Arbeit befreit worden. Mit allen hätten se diskutiert, damit se sich weiterqualifizieren konnten und bei der neuen Arbeit uff keenen Falle nich weniger Jeld verdienten.

Da war ick mit meinem Jenossen Werkleiter fast zufrieden, als ick einen ganz großen Anlaß zum Ärger entdeckte. Ende jut, alles jut, heeßt es da beim Volksmunde. Und am Ende, wo die Stiebel fertig waren, sah ick doch, wie die Schäfte noch einmal schön glatt gebügelt werden. „Quatsch," sagte ich da, „diese Stiebel sind für Offiziere und Längerdienende und die drükken die Schäfter ja sowieso zusammen, weil dat schöner aussieht." – „Ja," sagte da mein Werkleiter, „das sagen wir den Genossen Abnehmern von der Armee auch immer. Die sind sehr genau, und sie wollen die Stiefel unter anderem schön geglättet haben." Da hatte er mir zujestimmt,

aber so janz froh stimmte mir das nich. Denn mit den Jenossen Abnehmern wollte ich es mir doch nich verderben. Weeß ick denn, wohin se mich das nächste Mal zur Reservistenübung einberufen? Also drückte ick nur een paar Worte über die Sachsen durch die Zähne. Worauf der Jenosse Werkleiter sagte: „Schmölln liegt bereits in Thüringen, mein Junge."

Aber da war ick endlich obenuff. Mit allem, was südlich vom Müggelsee liegt, haben wir Berliner ja unsere eigene Geographie. Aber weil wir ja och trotz unserer großen Schnauze das Herz auf dem richtigen Fleck haben und andererseits Liebe nicht nur durch den Magen, sondern och über die Schuhsohlen ins Herze dringt, drückte ick dem Jenossen Werkleiter die Hand und sagte ehrlichen Herzens:

Montagen: Paul Klimpke

Allen Lesern
vom Schusterjungen und im Namen
der Redaktion

immer
trockene Beene
und Jesundheit

wozu ooch
die Stiebel
aus Schmölln
beitragen soll'n.

Freude über
die eijenen
Leistungen

wie sie
dem Schmöllner
Schuster
bei der ersten
Prämiierung

nach Einführung
der neuen
Besohlung im
Jesichte stand und
überhaupt

die besten Glückwünsche für das neue Jahr

so ville, wie sie
in den 3 Meter 80 hohen
und damit größten Stiebel
der Welt
hineinjehen

„In den Hungermonaten während einer Belagerung von Paris im 18. Jahrhundert mußten viele Frauen notgedrungen Hundefleisch essen", erzählte der geistvolle französische Schriftsteller Aurelien Schott einmal. „Man hätte annehmen sollen, daß diese zwangsläufige Art der Ernährung ihnen die für den Hund typische Eigenschaft der Treue eingeimpft habe. Aber mitnichten – der Hund als Nahrungsmittel hatte leider eine ganz andere Wirkung auf sie: Sie verlangten Halsbänder als Schmuckstücke nach dem Krieg von ihren Männern! . . .

„Unsere Absetzbewegungen in Rußland waren planmäßig und vom Hauptquartier ausgearbeitet und befohlen", behauptete ein Nazigeneral. „Daran zweifle ich nicht", antwortete jemand, „aber dieses Hauptquartier saß in Moskau."

„Ich kann Ihnen leider keinen Urlaub geben. Was meinen Sie, wo wir da hinkommen, wenn wir jeden Soldaten beurlauben wollten, dessen Frau Drillinge kriegt."

Der französische Dichter und militante Politiker Alphonse de Lamartine (1790 bis 1869) empfing einmal eine Frauendeputation. Auf die Ansprache der Wortführerin antwortete er so gewinnend und beredt, daß die stark bejahrte, erschreckend schnurrbärtige und alles andere als anmutige Frau den Dichter mit tiefer Stimme begeistert bat, ihn umarmen zu dürfen.
Lamartine ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er trat einen Schritt zurück und –

ANEK

Illustration: Horst Bartsch

mutvoll den Blick geradeaus gerichtet, als ob er noch auf der Barrikade stünde – sagte er: „Bürgerin – unter Männern und Soldaten reicht man sich die Hand!“

Um das Mannschaftsspeisezelt im Feldlager etwas freundlicher zu machen, hat der Kommandeur befohlen, auf jeden Tisch einen Feldblumenstrauß zu stellen. Der Offizier vom Küchendienst betritt den Speisesaal und herrscht den Koch an: „Wer, zum Donnerwetter, hat dieses Unkraut auf die Tische gestellt?“
Der Koch antwortet, daß dies der Kommandeur befohlen habe.
„Na ja, eigentlich sieht es auch ganz hübsch aus.“

Der Kommandeur einer australischen Rangereinheit gefiel sich darin, ständig zu betonen, daß hier für Weichlinge kein Platz sei und er keine Erleichterungen zulassen würde. Eines Tages, während einer Übung, wandte sich eine Gruppe Soldaten mit der Beschwerde an ihn, daß der Koch die Truppe verweichliche. Der Major erkundigte sich nach den Umständen.
„Jedesmal, wenn es Stacheldraht zum Mittagessen gibt, streut der Zucker darüber“, lautete die Begründung.

Die Besatzung eines Wachschiffes bereitet sich auf den Landgang vor. Als sich der Kommandant die Krawatte umbindet, will ihm der Knoten nicht gelingen. Da kam ein Wanderer des Wegs und sagte: „Nanu? Sonst machen Sie doch fünfzig Knoten in der Stunde!“

DOTEN

Von modernen Raubritterburgen
und einer verdienten Extratour
sowie kampfentschlossenen tschechoslowakischen Soldaten

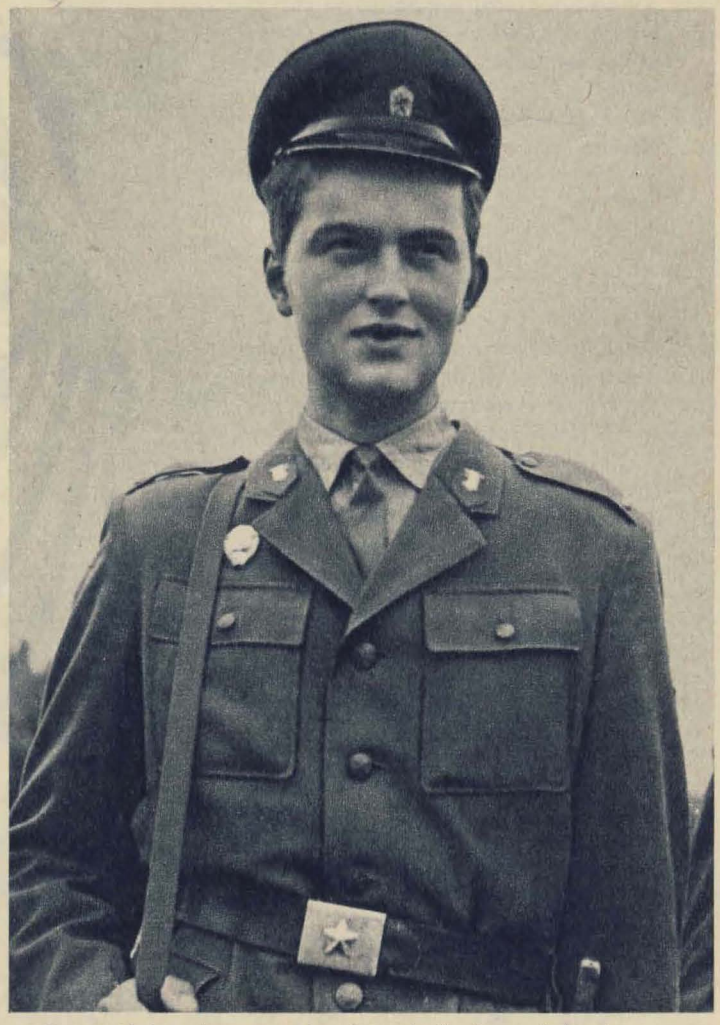
berichtet unser Autor Horst Schubert
in seinem Beitrag

TANZ

In Libá ist heute was los! Das merken wir schon, als wir spätabends in das kleine tschechische Dorf im Kreis Cheb, unmittelbar an der Grenze zu Westdeutschland, hineinkommen. Obwohl – oder gerade weil nur wenige Fenster im Ort erleuchtet sind. Dafür dröhnt aber vom Dorfkrug her die typisch böhmische Blasmusik. Alt und jung hat sich dort eingefunden. Auf der Tanzfläche drängen sich die Paare. Dabei tanzen längst nicht alle; denn die Tische sind zur gleichen Zeit noch reichlich umlagert. Doch ob sitzend oder tanzend – fast jeder singt oder summt im Takte mit.

Keine Frage: Die Musikanten machen Stimmung, und sie sind in Stimmung. Junge Männer in Armeeuniform. Und das hier ist ihr Fest – am 11. Juli, dem Tag der tschechoslowakischen Grenztruppen. Wiederum aber nicht nur ihr Fest; und so ist es keineswegs verwunderlich, daß sich fast das ganze Dorf hier im Saale zusammenfand, daß auch viele Mädchen aus den umliegenden Ortschaften den Weg über die Landstraße nicht scheuten, um mit den Soldaten zu feiern und zu tanzen.

Manche freilich, die ihr Herz bereits an einen Grenzsoldaten verloren, schaut vergeblich nach dem Liebsten aus. Allein und ein wenig enttäuscht wird sie sich nach der Feier wieder auf den Heimweg machen und vielleicht sogar – falls ihre



Er hat schon so manches „Tänzchen" mitgemacht in seinem Grenzabschnitt – der Mann mit der Extratour, Unterfeldwebel Ivan Urban.

Ein Brückenkopf des Revanchismus: Hohenberg an der Eger, nur scheinbar verträumt ins Land lugend.

im Grenzgebiet

Straße sie daran vorüber führt – einen grimmigen Blick hinüber zur Raubritterburg werfen, die mit daran schuld ist, daß die Grenze auch an solchen Tagen sorgsam bewacht werden muß.

Ja, auch im XX. Jahrhundert gibt es noch Raubritterburgen. Eine von ihnen liegt dieser Grenzeinheit direkt gegenüber; Hohenberg an der Eger. Sie gehört zum westdeutschen Bundesland Bayern.

Im Krieg wurde sie zu einem großen Teil zerstört. Aber „interessierte Kreise" brachten genügend Mittel zusammen, daß sie wiederaufgebaut werden konnte. Denn von ihren Zinnen blickt man weit in die Tschechoslowakei hinein. Bei günstigem Wetter bis nach Karlovy Vary hinüber. Ein triftiger Grund für die „Sudetendeutsche Landsmannschaft", die Burg zu einem „Schulungszentrum" auszubauen. Übelacker, der von Scheumann und Heynowski entlarvte „Mann ohne Vergangenheit", bekam hier seinen Schliff. Und selbst Kinder werden in Ferienlagern auf Hohenberg bereits zu Revanchisten erzogen. Mancher der auf dieser Burg verbildeten jungen Menschen läßt sich dann auch zu Provokationen an der Grenze verleiten – wahrscheinlich ohne zu wissen, daß ein Dr. Walter Becher, Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft, im Grunde genommen nur seine ehemalige Schnapsfabrik in Karlovy Vary wiederhaben will. Dafür allerdings sind die Grenzsoldaten über die Gelüste der modernen Raubritter hinreichend informiert und verstehen, daß sie nicht alle zum Fest gehen können. Und so begnügen sich Posten und Streifen mit einem Fetzen Blasmusik, den der Nachtwind gelegentlich vom Dorfkrug hinüberweht.

Plötzlich ein Tusch. Es wird still im Saal. Unteroffizier Zdeněk Kratochvíl, Sekretär der Grundeinheit des sozialistischen Jugendverbandes, steht am Mikrofon und hebt ruheheischend die Hand. Dann kündigt er eine Extratour an,

einen Ehrentanz für Unterfeldwebel Ivan Urban und sein Mädchen, die beide nun mit feuerroten Köpfen in der Mitte des Saales stehen, während sich das Parkett um sie herum leert – freilich nur auf wenige Meter Distanz im Umkreis; und aus dem Kreis kommen laute Anfeuerungsrufe, dringt rhythmisches Händeklatschen.

Gestern noch ist Ivan Urban Unteroffizier gewesen. Doch nicht nur seiner Beförderung verdankt er die Ehrenrunde, die er jetzt mit verlegenem Lächeln absolviert. Den eigentlichen Grund erfahren wir erst später; denn noch umstehen alle die Tanzenden, drehen sich dann selbst im Kreis um sie herum.

„Eigentlich ist das ein Ehrentanz für alle bewährten Grenzsoldaten in diesem Abschnitt hier", sagt Zdeněk Kratochvíl auf deutsch. (Er ist von Beruf Elbschiffer und kennt unsere Republik recht gut.) „Sie standen immer ihren Mann – auch in den schweren Tagen des Jahres 1968. Und die konterrevolutionären Parolen haben bei uns kaum Eingang gefunden. Ich war ja damals schon hier und denke mit besonderer Freude an ein Erlebnis im August zurück. Damals kamen uns die verbündeten Armeen zu Hilfe, und wir fanden uns in vielen Grenzeinheiten zu Freundschaftstreffen zusammen. Ja, und bei einem dieser Treffen mit sowjetischen Genossen bat irgendeiner unserer Soldaten mitten in der fröhlichen Runde plötzlich um Gehör. Er stellte das Kofferradio lauter; denn da verbreitete einer der damaligen konterrevolutionären Sender gerade die Nachricht, mit welch ‚eisiger Ablehnung' wir, die tschechoslowakischen Grenzsoldaten, die verbündeten Streitkräfte empfangen hätten. Na, da haben wir aber gelacht – und begriffen, wie gerissen und heimtückisch der Feind arbeitet, wie gefährlich er ist, und wie wachsam man sein muß."

Das erinnert wieder an die Raubritterburg an der Eger – und noch an eine zweite, die ein paar Kilometer weiter erbaut wurde. Ein silbrig schimmernder, hochaufragender Turm mit einer zylindrischen Kuppel. Wir dachten, es sei ein Fernsehturm; und er gefiel uns wegen seiner eigenwilligen Konstruktion. Ein tschechoslowakischer Offizier klärte uns auf. Er erzählte uns, daß in der turmcaféähnlichen Kuppel zwar Kaffee getrunken werde, jedoch nur nebenbei. Als Mittel zum Zweck höchstens, um die Sinne der dort „tätigen" Männer in Bereitschaft zu halten. Es ist nämlich ein von der NATO errichtetes Bauwerk, dessen größerer Teil kernwaffensicher in die Erde versenkt wurde. Die Kuppel besitzt drei Stockwerke. Zuoberst sitzen amerikanische Funkspezialisten, darunter französische und im unteren Stockwerk westdeutsche. Sie hören den Funkverkehr über der westlichen ČSSR ab und bemühen sich, mit empfindlichen Geräten militärische Standorte und Truppenbewegungen auszuspionieren. Auf Grundlage der Abhörergebnisse entstehen dann Spezialkarten; und von Zeit zu Zeit werden Agenten in die ČSSR geschickt, um diese Angaben zu überprüfen und zu präzisieren.

„Im Jahre 1968 war das ja für diese Leute eine Kleinigkeit", erzählt uns Oberstleutnant Prachař vom Stab der Grenzbrigade, der mit seiner Frau ebenfalls am Grenzerfest teilnimmt. „Sie kamen als ‚harmlose Touristen' und trie-

Fröhliche Ehrengäste auf dem Grenzerfest waren Oberstleutnant Prachař und seine Frau.

Auszeichnungen, die wohlverdient sind. Ein besonderer Höhepunkt am Tag der tschechoslowakischen Grenztruppen.

ben sich überall herum. Nahmen wir dann solch ein verdächtiges Subjektfest und übergaben es den zuständigen Stellen, so konnten wir sicher sein, daß der Festgenommene kurze Zeit später unser Land als freier Mann wieder verließ, um uns möglicherweise darauf mit einem neuen ‚Besuch' zu beehren. In Cheb wurde im Sommer 1968 sogar ein westdeutscher Sender installiert. Zur selben Zeit verlegte eine Spezialeinheit der Bundeswehr von Bad Tölz nach Hof, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß zwischen dieser Einheit und dem Sender eine Verbindung bestand. Als unsere Beweise fast lückenlos waren, verschwanden die beiden Funker in die Bundesrepublik. Den Sender mußten sie allerdings zurücklassen."

Inzwischen ist im Saal dieser Tanz zu Ende, und die Kapelle legt eine Pause ein. Gelegenheit, den jungen Unterfeldwebel Urban kennenzulernen und seine Geschichte zu erfahren.

Fast schüchtern beginnt Ivan Urban zu erzählen, so, als handele es sich eigentlich nur um eine Kleinigkeit. Unteroffizier Kratochvíl, der für uns dolmetscht, setzt von sich aus noch das Nötige hinzu: Genosse Urban hat vor drei Tagen im Grenzgebiet einen Fremden gestellt. Der tat ganz harmlos, so, als habe er sich nur verlaufen. Blitzschnell zog er jedoch plötzlich eine Pistole. Ebenso blitzschnell reagierten jedoch Ivan Urban und sein Posten. Der Grenzverletzer wurde überwältigt; und dann stellte sich heraus, daß es sich bei ihm um einen jener westdeutschen „NATO-Touristen" handelte, von denen vorhin die Rede war. Außer seiner Waffe hatte er auch Spezialkarten bei sich, deren Eintragungen er präzisieren sollte. Doch daraus war nichts geworden. Ivan Urban hatte ihm gehörig zum Tanz aufgespielt und sich so seinen Ehrentanz von heute redlich verdient.

Dem Unteroffizier Urban war vor drei Tagen in jener gefährlichen Situation nicht zum Lachen zumute gewesen. Heute lacht der Unterfeldwebel Urban über's ganze Gesicht. Denn von allen im Saal wird er gefeiert, an diesem besonderen Tag, dem Tag der tschechoslowakischen Grenztruppen. Und er kann sich mit seinem Mädchen ganz der Freude des Festes hingeben; denn auch in dieser Nacht wird nicht gefeiert, ohne gleichzeitig zu wachen.

Unternehmungen des Reisebüros Flick, Scheel und Schmidt

Auf in den SÜDEN

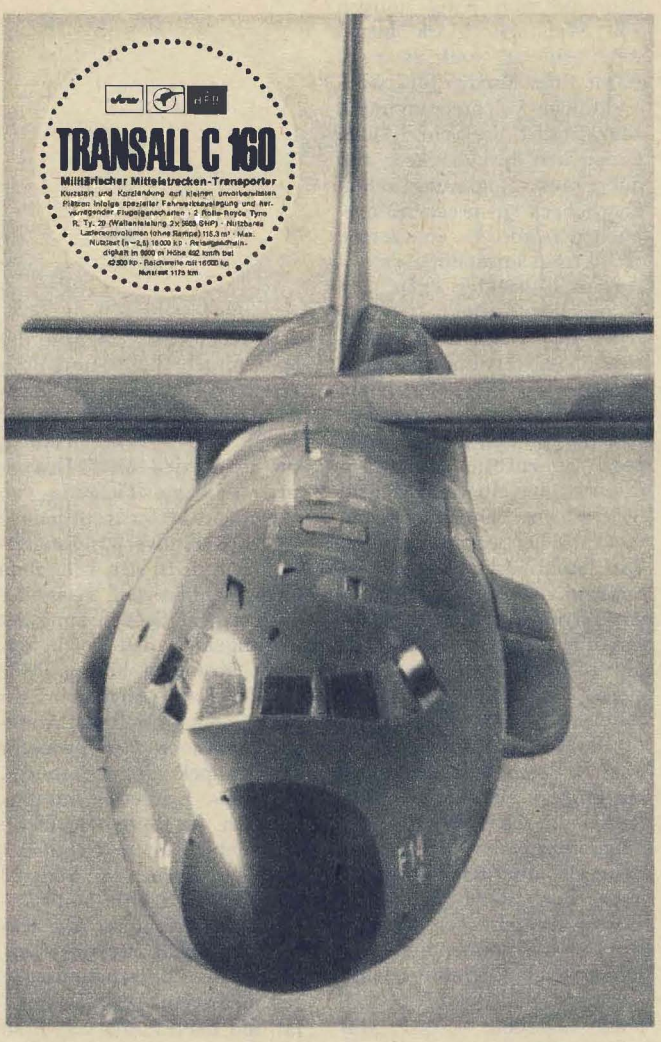
Das ist das Motto der großen Reisebüros in der Bundesrepublik. Sie werben mit grellfarbigen, aber sozial höchst unkritischen Prospekten für den spanischen Stierkampf, die Tejo-Brücke in Lissabon (2227 Meter), die Hagia Sophia von Istanbul und die Akropolis zu Athen. Das Reisebüro, von dem hier die Rede sein wird, wirbt nicht mit Prospekten, und wenn es schon etwas veröffentlicht, dann Dementis. Seine Kunden gleichen nicht

jenen Touristen, die nationalistischen Dünkel verbreitend in Südeuropa ausschwärmen, Preiskämpfe um Souvenirs führen und jeden lautstark bekämpfen, der ihr Gehabe zu kritisieren wagt.

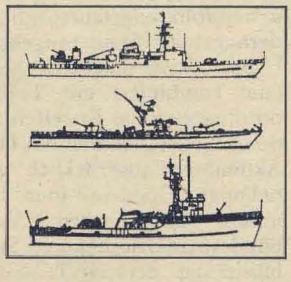
Nein, unser Reisebüro betreibt sein Geschäft im Dunkeln. Aber das, was es gen Süden schickt, schlägt dort ein oder hat dort Schlag. Selbst die größte Reichweite könnte nicht eine solche Wirkung erzielen wie die Passagiere des Reisebüros. Warum? Weil diese Passagiere einen Grundsatz verkörpern, den der damalige Kriegsminister Kai Uwe von Hassel verkündete, als 1965 der erste Panzer „Leopard" vom Band der zum Flick-Konzern gehörenden Krauss-Maffei-Werke in München rollte: „Die Bundeswehr weiß, daß keine Waffe eine deutsche Werkstatt verläßt, die nicht in jeder Richtung einwandfrei ist."

Ja, in technischer Beziehung sind die Passagiere des „Reisebüros Flick, Scheel und Schmidt" einwandfrei. Hassels Satz könnte getrost am Anfang eines Prospekts stehen, zu dem

wir heute ein paar passende Gedanken beisteuern wollen, wie auch diesen Vergleich: „Leoparden springen über die Grenzen." Das hat sich eine westdeutsche Zeitung vermutlich vom Flickschen Verkaufsdirektor diktieren lassen, der über die „Leopard"-Hochkonjunktur gerade in Verzückung geraten war. Die Fließbänder laufen auf Hochtouren nicht nur für die Bundeswehr, sondern auch für west- und nordeuropäische NATO-Partner. Ein pakistanischer General, der in diesem Sommer „Leoparden" bar kaufen wollte, mußte zum beiderseitigen Leidwesen unverrichteterdinge nach Hause fahren. Für den Reiseprospekthättemanschreiben können: „Bedauerlicherweise ließ die große Zahl anderweitiger Buchungen in diesem Jahr keine Panzerreise nach Pakistan zu, wo unsere ‚Leoparden' sicherlich ein Wort beim Bürgerkrieg mitzureden gehabt hätten. Aber aufgehoben ist nicht aufgeschoben. Zuerst müssen Reisen in andere Gebiete berücksichtigt werden."
Zum Beispiel nach Spanien. 200 „Leoparden" zur Neuausrüstung einer Panzerdivision zu liefern, wurde durch Außenminister Scheel persönlich vermittelt. Der war so höf-



Maschinenkanone MK 20 RH 202 für Flak 20 mm Zwilling auch als Schiffsbewaffnung.



Die Flak 20 mm Zwilling mit zwei Maschinenkanonen vom Typ MK 20 RH 202 und Feuerleitanlage ist ein modernes leistungsfähiges Waffensystem für die Tieffliegerabwehr.
Kampfentfernung: bis 2000 m
Richtbereich: rundum nach der Seite −5 bis +83° nach der Höhe
Kadenz: ca. 2000 Schuß/Min.

Durch Zusammenarbeit besser, schneller, sicherer

RHEINMETALL
WEHRTECHNIK

Rheinmetall GmbH
4 Düsseldorf 1
Ulmenstr. 125
Postfach 6609
Ruf 4951
FS 8584963

lich, die zum Kauf nötigen 200 Millionen Mark gleich mitzubringen, und zwar in Form eines Kredits für „wirtschaftliche Unterstützung". Ein Mitglied der Scheel-Delegation ließ durchblicken, daß die Franco-Regierung schon den Scheck entsprechend umbuchen würde. Ja, eine solche Reise trägt tatsächlich gepanzerten Charakter. „In den Klang der Kastagnetten mischen sich unsere Raupenketten." Das für die spanische Ausgabe des Prospekts. Nicht zu vergessen ein dezenter Hinweis darauf, daß die auf „Leopard" umzurüstende Panzerdivision unweit von Madrid liegt, einem Zentrum des demokratischen Kampfes gegen das faschistische Regime in Spanien. Über die Grenzen von Spanien werden ihre Panzer nicht rollen, wohl aber über die Grenzen der Arbeiterviertel von Madrid. „Spanienreise mit beschränktem Aktionsradius" könnte es für unseren Prospekt heißen. Weitaus größere Dimensionen enthalten die Reisen, die das „Reisebüro Flick, Scheel und Schmidt" über seine portugiesische Zweigstelle bucht.

Ganze Staffeln der Erstausstattung der Bonner Luftwaffe schwirrten in Gestalt des Jagdbombers Super-Sabre F 86 nach Lissabon. Dieser Maschine folgte die Fiat G 91, die auch heute noch in Bonns leichten Kampfgeschwadern eingesetzt wird. Dazu kamen und kommen große Mengen von leichten Waffen. Kein vom portugiesischen Kolonialregime nach Angola und Mozambique entsandter Söldner, der nicht über ein originales Bundeswehrgewehr verfügt und der nicht über das in den westdeutschen Streitkräften verwendete MG 1 – das NATO-modifizierte ehemalige MG 42 der Naziwehrmacht – instruiert worden ist.

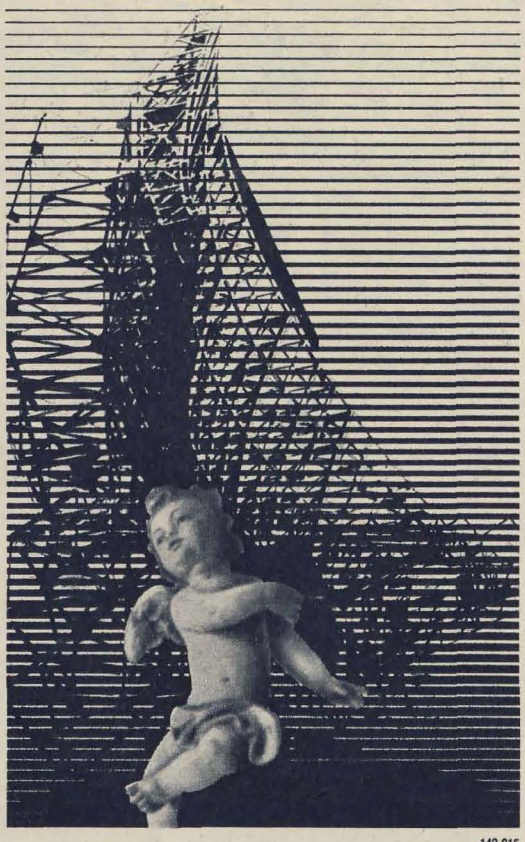
Den massivsten Posten dieser „Handelsbeziehungen" bilden drei Korvetten, die von der Hamburger Blohm-und-Voß-Werft auf portugiesische Rechnung für die „U-Boot-Abwehr der NATO" gebaut wurden, wie es offiziell hieß. Ihr extrem geringer Tiefgang von nur einem Meter weist jedoch auf ihre Flußverwendungsfähigkeit hin. In der Tat sollen diese Schiffe den Kolonialkrieg gegen die Befreiungsbewegungen in den portugiesischen Kolonien führen. Eine alte Politik mit den modernsten NATO-Kampfmitteln. Notieren wir also wieder etwas für den Prospekt des Reisebüros, das diese Korvetten militärhilfreich gen Süden schickte: „Empfehlen unsere Schiffsreisen zum Kreuz des Südens! Erstklassige Schiffe mit vorzüglichem Komfort! Alle Kaliber an Bord! Besonders geeignet für Unternehmungen bei niedrigem Wasserstand." Ja, und der Einsatz von F 86 und Fiat G 91 gegen die befreiten Gebiete von Angola und Mozambique sollte auch gewürdigt werden. „Unsere Spezialität für Kolonialjäger: Wir bieten Jagd(-bomber-flüge mit brisantem Effekt und nach Methoden der US-Army in Vietnam). Wir empfehlen unseren Jagdservice."

Apropos Service. Die Volksbewegung für die Befreiung Angolas hat enthüllt, daß eine Gruppe Techniker aus der Bundesrepublik in Angola eingetroffen ist, um westdeutsche Flugzeuge für die portugiesischen Kolonialtruppen zu montieren. Eine Hilfe für den Kolonialkrieg, die die Lissaboner Zeitung „Diario de noticas" unter ausdrücklichem Hinweis auf die Rolle der Fiat-Maschinen dankend bestätigte. Also: „Erstklassige Referenzen." Die offizielle Gesamthöhe der Bonner Waffenlieferungen an Portugal beträgt bisher 200 Millionen Mark.

Großzügig finanziert werden auch (Waffen-) Reisen nach Griechenland, abgedeckt durch die Tatsache, daß die BRD der größte Handelspartner des griechischen Militärregimes ist und das westdeutsch-griechische Handelsgeschäft allein 1970 eine Milliarde Mark betrug. Der materielle Aufwand des „Reisebüros Flick, Scheel und Schmidt" für Militärhilfstouristik zur Akropolis und nach Piräus, dem Hafen von Athen, erreichte Ende vorigen Jahres 165 Millionen Mark, die zumeist noch vorgeschossen wurden.

Auf der Liste standen 40 Transportmaschinen vom Typ Noratlas und 4 U-Boote eines neuentwickelten Typs mit einer Wasserverdrängung von 900 Tonnen. Für den Bau dieser U-Boote auf der Kieler Howaldt-Deutsche-Werft war eine Ausnahmegenehmigung der Westeuropäischen Union erforderlich, weil die BRD nur U-Boote bis zu einer Größe von 450 Tonnen herstellen darf. Aus diesem Grunde plante man zuerst, die Schiffe in Sektionen zu liefern und die Endfertigung auf einer griechischen Werft vorzunehmen. Das gibt wieder einen Kernsatz im Prospekt des verschwiegensten Reisebüros der Bundesrepublik, ungefähr so: „Sonderangebot! Sonderangebot! U-Boots-Reise nach Griechenland kombiniert mit Transportflugzeugreise. Erweiterung des Angebots von den NATO-Aktionären ausdrücklich genehmigt. Good-will-tour für unsere militärischen Verbündeten in Griechenland. Stabilisierung der NATO-Süd-

Die vier Inserate zu diesem Beitrag entnahmen wir den westdeutschen Zeitschriften „Wehr und Wirtschaft", „Flug-Revue" und „Internationale Wehrrevue". Diese Journale gehören nicht zur Massenpresse sondern sind vorwiegend für die politisch, ökonomisch und militärisch entscheidenden Kreise bestimmt. Da wird also „drüben" für Geschütze und Panzer geworben wiefür Margarine und Whisky. Geld stinkt nicht, und schon gar nicht, wenn die Waffen für die Unterdrückung des Freiheitskampfes in anderen Ländern eingesetzt werden, so lautet das Motto der Konzerne. Zu ihnen gehört aber auch jene Konzerngruppe, die sich mit nebenstehendem Inserat als Apostel menschlichen Wohlergehens ausgibt. Ihre Produktion macht zum Beispiel bei der Luftwaffe den Löwenanteil der Kosten aus. Telefunken und AEG sind „Kanonenkönige" unserer Tage.



142.015

Engel ...

... fliegen seit vielen tausend Jahren. Sie starten und landen, wenn es sein muß auch in geschlossenen Räumen. Ohne Navigationshilfen finden sie ihre Ziele, ohne Rücksicht auf Luftstraßen nehmen sie den kürzesten Weg, in der Flughöhe, die ihnen gerade paßt ...
... nehmen wir an.
Wir wissen nicht, ob sie bei der heutigen Verkehrsdichte auch noch fliegen, jedenfalls wurden sie schon lange nicht mehr beobachtet, auch nicht auf den Radarschirmen unserer Flugsicherungsanlagen.
Hier haben unsere Anlagen möglicherweise einen technischen Mangel, andere kennen wir nicht.

AEG-TELEFUNKEN
Fachbereich Hochfrequenztechnik
79 Ulm · Elisabethenstraße 3

TELE FUN KEN

AEG-TELEFUNKEN

flanke durch deutsche Wertarbeit. Reise nach Piräus erfolgt nicht in Schleichfahrt, sondern staatlich subventioniert. Flagge darf offen gezeigt werden, da Griechenland zur NATO gehört."

Wie verlautet, probt der Athener Obristenchor in Abwandlung eines bekannten Schlagers am Hafen von Piräus schon fleißig das Empfangslied: „U-Schiff wird kommen..." Ob die NATO-Kollegen in der Türkei mehr auf „Vom Himmel hoch, da komm ich her", eingestellt sind, bleibt vorerst unbekannt. Aber sie erhalten in jedem Falle 20 Transportmaschinen des westdeutsch-französischen Typs „C 160 Transall" aus dem Bestand der Bonner Luftwaffe.

Das „Reisebüro Flick, Scheel und Schmidt" entwickelt auch auf diesem Abschnitt der NATO-Südflanke touristische Aktivitäten. Mit BRD-Gütestempelund NATO-Paßpassieren seine Kunden schweigend und verdeckt die Grenzen (eine Lieferung von Panzern nach Israel wurde vorher vollständig demontiert und als „Schrott" über Italien geschickt), um im Bestimmungsland um so lauter die Sprache der NATO anzustimmen: Aggressiv nach außen und reaktionär nach innen.

Man macht sich im Vorstand dieses Reisebüros die Hände nicht schmutzig. Aber man weiß genau, was „Leoparden" in den Händen spanischer Faschisten bedeuten. Man hat genaue Kenntnisse darüber, daß die „Fiat"-Staffeln angolesische Dörfer mit Napalm überschütten, daß die griechischen Militärdiktatoren ihre Herrschaftsmethoden brutalisieren und daß die Generale in der Türkei ihre Armee sowohl gegen das Volk drillen als auch für die aggressive „Vorwärtsstrategie" der NATO schleifen.

Dunkle Geschäfte im sonnigen Süden! Hein Hentrich

Die aktuelle Umfrage

HILFE sovie

l Hygiene

Der sanfte Blick der Asklepios-Tochter hätte gewiß recht wohlgefällig auf unserem Foto geruht. Denn was sollte der Hygieia, altgriechische Göttin der Gesundheit, angenehmer erscheinen als eben gerade dieses Bild reinlichen – und damit hygienischen – Bestrebens?

Jedoch: Während unsere Sieben ihre Arme dem gleich zu erwartenden Naß aus der Felduschanlage entgegenstrecken, hob ein anderer – Reinhard Jühst, 18, Soldat seit zwei Tagen – ein wenig erschreckt die Hände hoch, als er vernahm, was alles die Vorschriften verlangen und was alles folglich man tun soll, um eben auch durch Gesundheitspflege ein körperlich und geistig gesunder, leistungsfähiger Soldat zu werden, der die ihm gestellten Kampfaufgaben zu bewältigen imstande ist: Morgenwäsche (und nicht nur der Augen und der Nase) mit Kaltwasser, Gleiches vor dem Schlafengehen; Frühsport (bei Temperaturen bis runter zu +5 Grad) mit freiem Oberkörper; Baden oder Wechselduschen mindestens einmal in der Woche; tägliche Rasur; kurzer Haarschnitt; regelmäßige Zahnpflege morgens und abends; regelmäßige Fußpflege mit ausgiebiger Fußmassage; Abhärtung, Sauberhalten der Bekleidung, gesunde Lebensweise, Ernährungshygiene . . . Hilfe – soviel Hygiene!

Hygieia dagegen würde sagen: Aber wir leben doch nicht mehr im 17./18. Jahrhundert, wo zum Beispiel in Spanien das Baden noch als heidnisch galt, die Königin Margarete von Navarra sich nur einmal in der

Woche wusch (und dann auch bloß die Hände!) und wo die Ärzte von Madrid Protest gegen die beabsichtigte Straßenreinigung erhoben, weil es „höchst gefährlich" wäre, die „gesunde Luft der Stadt durch Reinlichkeit ändern zu wollen". Apropos gesunde, frische Luft. In ihr sollte man, jedenfalls nach dem Geschmack der Hygieia, auch schlafen – nicht nur zur Sommerszeit, nein auch im Winter, wenn es schneit. „Aber bei Soldatens muß doch zum Zapfenstreich die Glut aus dem Ofen sein, also wirds bei offenem Fenster zu kalt", halten die Soldaten Hansjoachim Priewe und Günter Ago entgegen. Doch Stubenältester Friedhelm Sürick, Gefreiter, hält fest zu der Hellenin: „Fenster auf!" Seine Begründung: „Das ist gesünder und härtet ab. Außerdem tuts euern Raucherlungen gut und verschont euch vor Alpträumen." Mir scheint, der Mann hat sich einen zart(göttlichen) Kuß verdient – wie auch die anderen siebenundneunzig von einhundertzehn Genossen, die es ihm gleichtun.

Im allgemeinen muß man überhaupt sagen, daß die Dame vom Olymp an vielen Soldaten ihre Freude hätte. Nicht nur, weil sie jung und gut gebaut, sondern zumeist eben auch sauber, adrett und ordentlich sind. So jedenfalls sehen es Helga Kluge und Martina Baudisch, als Krankenschwestern zwei Helferinnen der Hygieia auf Erden und oft mit Patienten der NVA befaßt. „Es gibt sehr selten einen ‚Dreckspatz' unter ihnen. In der täglichen Sprechstunde kriegt man schnell einen Blick dafür, ob sich jemand pflegt, seinen Körper und die Wäsche sauber und sich an die Grundregeln der Hygiene hält. Wir wissen natürlich nicht, ob der einzelne das von Hause aus mit bringt oder bei der Armee dazu angehalten wird. Sollte das Letztere zutreffen, dann ist die NVA sicher auch in dieser Beziehung eine gute Schule für so manchen jungen Mann."

Ist sie das?

Die Frage geht an die, die sie durchmachen. 107 der 110 Befragten erklären, daß das militärische Leben für sie mit weit mehr Abhärtung verbunden ist als das in Schule und Beruf. Zugleich jedoch sagen 104, daß ihnen manches, was hier an persönlicher Körperpflege verlangt wird, in dieser Konsequenz (oder „Strenge", wie Matrose Uwe Thorenski meint) relativ neu war. Gefreiter Horst Wokittel: „Daheim habe ich oft bloß 'ne Katzenwäsche gemacht, schnell und schön warm." Unteroffizier Karl-Heinz Neumeister: „Gebadet und geduscht habe ich vorher auch schon regelmäßig. Aber hier die Wechselduschen – mal heiß, mal eiskalt – das war anfangs ein ganz hübscher Schock." Soldat Rüdiger Eske: „Im Beruf, wo ich vorwiegend gesessen habe, da spielten die Füße nicht so'ne Rolle und wurden auch gar nicht so beachtet – ich meine, was das tägliche Waschen betrifft, pudern, rechtzeitiges Beschneiden der Zehennägel, auch mal massieren und so weiter. Hier, ich bin mot.-Schütze, um das erklärend zu sagen, habe ich 'ne ganz schöne Achtung gekriegt vor meinen Füßen, was die so leisten müssen und was richtige Fußpflege wert ist."

Womit der Rüdiger offensichtlich auf das bereits eingangs Angedeutete zielt: Die Bedeutung der Gesundheitspflege für das Gefecht, für den militärischen Kampf. Das aber heißt unter anderem „marschieren, viele Kilometer am Tag, mit voller Ausrüstung, oftmals unter Schutzmaske, über Stock und Stein. Also, wer da nicht drauf trainiert ist und schon nach drei, vier Kilometern ins Lahmen kommt, weil er seine Füße nicht entsprechend gepflegt, nagelneue Strümpfe angezogen, die Zehennägel überlang hat wachsen lassen und so etwas wie Fußpuder nur aus Annoncen kennt, der wird sein blaues Wunder erleben und es vor allem ungeheuer schwer haben, seine Kampfaufgabe zu erfüllen" (Unterfeldwebel Albert Kühn). Oder: „Als Soldat nächtigt man ja nicht immer nur im warmen Bett, sondern oft auch im Gelände – bei Wind und Regen, bei Hitze und Kälte und unter allen möglichen anderen Umständen. Das aber erfordert abgehärtete, sich durch nichts unterkriegen lassende Männer, die dem geistig und körperlich gewappnet gegenüberstehen" (Soldat Hubert Mölis). „Und nicht zu vergessen", ergänzt Leutnant Jürgen Kalisch, „wer durch tägliche gründliche Körperpflege an die hygienischen Grundnormen gewöhnt ist, wem sie also zum Bedürfnis geworden sind, der wird sie auch unter schwierigsten Bedingungen fortsetzen und damit helfen, sich und sein Kampfkollektiv gesund, infektionsfrei und stets kampfbereit zu halten." Ergo sollten wir wohl nicht „Hilfe – soviel Hygiene!" rufen, sondern „soviel Hygiene" mehr als Hilfe für unser und unser aller Gesundheit und Gefechtsbereitschaft sehen.

K. H. F.

J. C. Schwarz

Das Bauernmädchen aus Domremy

Zu Beginn des Jahres 1419 war Frankreich in drei Machtbereiche aufgeteilt. Die Engländer herrschten über die Normandie und benachbarte Gebiete sowie über einen begrenzten Restbestand des Herzogtums Guyenne im Süden. Der Herzog von Burgund kontrollierte den größten Teil Nordfrankreichs. Im Süden hatte der Dauphin (= Thronfolger) Karl, der rechtzeitig einem antiroyalistischen Aufstand der Bürger von Paris entkommen war und damit sein Leben gerettet hatte, seine Macht etabliert. Ein zeitgenössischer Chronist kennzeichnet die Situation folgendermaßen: „Die Leute des Dauphin und des Herzogs von Burgund plünderten und raubten das ganze Land aus und bekriegten sich gegenseitig, ohne in irgendeiner Weise den Engländern zu schaden." Seit 1337 war der Krieg zwischen England und Frankreich im Gange, der in erster Linie ein Handelskrieg um die Beherrschung des hochentwickelten Textilgewerbes in Flandern und Gascogne war. Wie die englische Wirtschaft auf Ausfuhr der Schafwolle, so war das Textilgewerbe in Flandern und Gascogne auf die Einfuhr der englischen Schafwolle angewiesen. Es war die Zeit der Bauern- und Handwerkeraufstände in England und auf dem französischen Festland, die sich vor allen Dingen gegen Steuerwillkür und gegen die Skrupellosigkeit der feudalen Steuerpächter richteten. Während es anderswo zu blutigen, bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen kam, zu wechselseitigen Massakern an Feudalherren und Aufständischen, rief die textil-

Illustrationen: Karl Fischer

fabrizierende Kleinbourgeoisie Flanderns und Gascognes den englischen König zur Hilfe gegen die französischen Steuereintreiber. Erste englische Siege über die französische Flotte, über die französischen Küstenstädte am Kanal gaben der englischen Regierung die Möglichkeit, nicht nur den Textilfreunden in Flandern und Gascogne zu helfen, sondern auch sich selbst, indem sie das eigene Volk von den inneren wirtschaftlichen Schwierigkeiten durch äußere kriegerische Erfolge ablenken konnte. Wie ein schwelender Brand zog sich hundert Jahre ein Krieg hin, in dessen Verlauf nicht nur französische Städte und Landschaften einigemal ihre Besitzer wechselten, sondern auch etwas heranwuchs, das in der Folgezeit zum Totengräber der feudalistischen Zersplitterung werden sollte: Das nationale Fühlen des Volkes.

Seit Jahrhunderten lebte das Volk in Angst und Schrecken. In Unwissenheit gehalten durch Kirche und weltliche Macht, des Lesens und Schreibens unkundig, an Leib und Seele bedroht durch feudale Willkür, Räuberbanden, Soldaten, umgeben von Pest, Krankheit, Hunger und Armut, gab es sich willig dem Aberglauben hin und wurde sein williges Opfer. Es wimmelte nur so die Jahrhunderte hindurch von berühmten Zauberern und Weissagern, von männlichen und weiblichen Heiligen und wundertätigen Märtyrern, für die die Gesetze der Natur keine Gültigkeit hatten. Sie standen in Verbindung mit Gestorbenen und Geistern und hatten Eigenschaften, die allen bekannten Eigenschaften des Menschen widersprachen, sie konnten sich unsichtbar machen und sahen die unsichtbare Zukunft voraus. Berühmt ist ein gewisser Merlin, ein Zauberer und Magier, der im fünften Jahrhundert in England gelebt haben soll. Von ihm stammte die Prophezeiung: „Eine Jungfrau wird auf den Rücken der Schützen niedersteigen und die jungfräulichen Lilien verdunkeln." Die Franzosen in der Zeit des hundertjährigen Krieges übersetzten die Prophezeiung so: „Eine Jungfrau wird auf die Rücken der (englischen Bogen-) Schützen niedersteigen und mit ihrem Schatten die (französischen) Lilien schützen." Noch vor dem Auftreten des Mädchens aus Domremy ging das Gerücht in Frankreich, Merlin habe prophezeit, diese Jungfrau werde aus einem Eichenwald in Lothringen kommen.

Das Dorf Domremy, in dem die Familie Darc wohnte, liegt im Maastal, an der Grenze zwischen der Champagne und Lothringen. Im Eichenhain östlich von Domremy, wo sich die Naturgeister aus der heidnischen Zeit ein Stelldichein gaben und an einer Buche Feen erschienen und Alraune eingegraben waren, die den reich machten, der sie ausgrub, hörte die hier oft herumspazierende Jeanne, das zwölfjährige Hirtenmädchen und vierte Kind der Familie Darc, eine Stimme. Sie wandte sich um und sah plötzlich den heiligen Michael vor sich, den Erzengel, der von einer kleinen Kollektion der himmlischen Heerscharen begleitet war. Merkwürdigerweise war er genauso bunt und herrlich gekleidet wie seine Darstellung in der Dorfkirche von Domremy, deshalb erkannte sie ihn sofort. Er sprach genauso freundlich mit ihr wie der Pfarrer, und mit der Stimme des Pfarrers sagte er ihr, sie soll ein braves Mädchen sein und immer fleißig beten. Dann verschwand die Erscheinung, kehrte aber von nun an in jeder Woche zweimal wieder, so daß Jeanne schon in den Eichenwald lief, der Erscheinung entgegen, auf die sie wartete und die sie mit großer Freude erfüllte. Später gesellten sich noch zwei Damen zu dem Erzengel: Die heilige Katharina und die heilige Margarete. Sie erschienen der kleinen Jeanne fünf Jahre lang und sprachen freundlich mit ihr, immer hier im Eichenwald, bis das Mädchen, siebzehnjährig, einsah, daß sie die Jungfrau war, von der Merlins Prophezeiungen handelten.

Der Erzengel und die beiden heiligen Damen halfen ihr, das zu glauben, sie sagten zu ihr: „Kind Gottes, du sollst den Dauphin nach Reims führen, damit er in der althergebrachten Weise gekrönt werden kann. Geh zum Hauptmann Robert de Baudricourt in der Stadt Vaucouleurs. Er wird dir Leute mitgeben, die dich zum Dauphin bringen werden." Dabei knisterten ihre Seidengewänder, und der Erzengel klirrte leise mit seinem Schwert.

Das ist Jeannes eigene Darstellung, sinngemäß etwas ausgemalt. Sie konnte weder lesen noch schreiben, hatte niemals eine Schule besucht. das „Wichtigste" hatte ihr die Mutter beigebracht: Das Pater Noster, das Credo und das Ave Maria zu beten. Alles andere kannte sie vom Hörensagen: Die biblische Geschichte und die Geschichte der Heiligen und Märtyrer, von denen ihr die Mutter erzählte, und die Geschichte der unmittelbaren Gegenwart, der Ereignisse des hundertjährigen Krieges, von denen ihr der Vater erzählte. Der hatte es von den vielen Kaufleuten, Pilgern und Flüchtlingen, die durch das Dorf kamen, denn Domremy lag an einer wichtigen Verkehrsstraße, und die Erzählungen der Durchreisenden in den Herbergen und Kneipen bildeten eine lebendige Zeitung, die mit aktuellen Nachrichten versorgte. Der Bauer Darc war eine der führenden Persönlichkeiten des Dorfes; er muß ein energischer Mann gewesen sein. Hatte Jeanne von der Mutter die Frömmigkeit, so hatte sie von ihm die Energie. Er war es, der die Bauern von Domremy veranlaßte, ein verlassenes Schloß auf einer Insel in der Maas zu mieten, zu dem man durch eine Furt das Vieh treiben konnte und mit der Familie in den Schloßhof ziehen, wenn Räuberbanden oder adelige Raubritter die Gegend unsicher machten. So entging Domremy einige Male der Plünderung und Abschlachtung seiner Bewohner, ohne am Ende der Brandschatzung entgehen zu können, denn die Häuser konnten sie auf die Insel nicht mitnehmen. Das war 1429, als die Stimmen Jeanne sagten, sie solle den Dauphin Karl VII. aus seinem dumpfen Dahinvegetieren herausreißen und nach Reims zur Krönung führen, vorher aber noch die Stadt Orleans befreien, die seit längerer Zeit von Engländern belagert wurde. Der ungekrönte Thronfolger Frankreichs Karl VII., der Dauphin, war in einer mißlichen Lage. 1429, als Jeanne versuchte, zu ihm vorzudringen, war er 26 Jahre alt und nur neun Jahre älter als Jeanne. Er war der Sohn des geistesgestörten Karl VI. und der korpulenten, unmoralischen Königin Isabeau aus Bayern, die ganze Fuhren geprägten Goldes heimlich aus Frankreich schaffen und nach Bayern bringen ließ, zu ihrer Familie. Die psychische Labilität des Dauphin fand unter anderem Ausdruck in ständigem Zweifeln an seiner legitimen Herkunft und in der Unentschlossenheit seiner Kriegführung, beides Erzeugnisse seiner Minderwertigkeitsgefühle. War sein Vater für ganz Frankreich Symbol des biologischen Verfalls der Erbmonarchie, seine Mutter Symbol für die Unmoral des höfischen Lebens in Paris, so war er selbst bis zum geschichtlichen Auftreten des Hirtenmädchens aus Domremy Symbol für die schwächliche Führung der nationalen Sache.

Gerade als Jeanne zum Kommandanten der Festung Vaucouleurs ging, zu Robert de Beaudricourt, und dem rauhen Landsknecht von ihren Stimmen, ihrem himmlischen Auftrag erzählte, waren die königstreuen Truppen in der schimpflichsten Weise geschlagen worden. Von dem englischen Feldherrn Falstaff, der einen Transport von gesalzenen Heringen nach Orleans bringen wollte, für die 3000 englischen Belagerer der Stadt, und so eigentlich nur eine Proviantkolonne führte. Ihm hatte der Dauphin den Weg nach Orleans abzuschneiden befohlen. Falstaff jedoch, ohne einen einzigen Hering aus seinen Tonnen zu verlieren, schlug am 12. Februar 1429 die königlichen Truppen in einer Schlacht, die in die Geschichte als „die Heringsschlacht" einging und den ganzen Süden Frankreichs enttäuschte, der noch zu dem König hielt, während der Norden in den Händen Englands war und mit den Engländern und ihren Verbündeten, den Burgundern, gemeinsame Sache machte. Natürlich wurde im Norden ebenso über den Heringssieg gelacht wie im Süden getrauert.

Auf Beaudricourt machten die Argumente des Mädchens, sie handle im Auftrag des Himmels, wenig Eindruck. Im Gegenteil, er hielt sie für verrückt, besonders, als er von ihrem Plan hörte, Orleans zu befreien, das man nicht einmal von den englischen Salzheringen befreien konnte. Er schickte sie fort und empfahl, ihr eine tüchtige Tracht Prügel zu verabfolgen.

Aber schon vier Wochen später, als Jeanne das zweite Mal zu ihm kam, wurde er unsicher. Sie trat so selbstbewußt auf, antwortete so klug und schlagfertig auf alle Fragen, die er ihr stellte, machte so wenig den Eindruck eines verängstigten und törichten Bauernmädchens, daß er Kontakt mit dem königlichen Stab in Chinon aufnahm und sie prüfen ließ, erst durch einen Geistlichen, dann durch einen Aristokraten, mit dem er verwandt war. Als diese Prüfungen zugunsten Jeannes ausfielen und alle über ihr sicheres Auftreten und ihren guten Verstand staunten, rüstete er in Übereinstimmung mit dem königlichen Stab eine Gruppe aus, die zusammen mit Jeanne nach Chinon aufbrach. Es war im Winter, schwere Nebel lagen über der Maas. Sie hatten die Hufe ihrer Pferde mit Stoff umwunden, um nicht die Aufmerksamkeit der englischen Wachen zu erregen, denn sie mußten durch englisch besetztes Gebiet reiten, auf geheimen Pfaden, die ihnen der Ritter Colet de Vienne zeigte, der Geheimkurier des zukünftigen Königs. Das Wunder dieser langen Reise mitten durch englisches Gebiet hindurch bestimmte den Dauphin in Chinon, Jeanne, die inzwischen ihre Haare kurz geschnitten hatte und Männerkleidung trug, zu empfangen.

Er war klein von Gestalt, jämmerlich von Gesicht. Das von ihm überlieferte Porträt des Malers Jean Fouquet, das heute noch im Louvre zu sehen ist, zeigt einen Mann mit dem Gesichtsausdruck des Bewußtseins der Schwäche, einen Trübsalbläser, der gewissermaßen andauernd sagt: ‚Ich hab's ja gleich gewußt, daß ich das nicht kann. Warum erwartet ihr etwas von mir?' In der Mitte des Gesichts blühte eine verzweifelt große rote Säufernase. Es wird wieder als „Wunder" verzeichnet, daß Jeanne den sich zwischen 300 prächtig gekleideten Höflingen versteckenden König herausfand, auf ihn zuschritt und vor ihm das Knie beugte. Aber er war wirklich nicht zu verfehlen, wenn man einiges über ihn in Erfahrung gebracht hatte. Auf diese Weise Jeanne zu prüfen, setzte voraus, daß der König annahm, normal wie die anderen Höflinge auszusehen, was aber nicht der Fall war. Jeanne gab nun dem König ein „Zeichen", das ihre göttliche Sendung bewies, aber was das für ein Zeichen war, ist nie geklärt worden, und sie selbst sprach nicht darüber. Angeblich hat der ganze Hof das Zeichen gesehen. Jedenfalls war sie gut informiert, vielleicht durch ihren klugen Vater. Sie legte sofort den Finger auf die Wunde und sagte dem König, ihre Stimmen ließen ihm ausrichten, daß er der wahre König Frankreichs und der legitime Sohn Karls VI. und der Königin Isabeau sei. Das tat ihm wohl. Er ließ sie von einer Theologenkommission prüfen, weil ein König natürlich nicht einer Hexe auf den Leim kriechen darf. Als aber diese Kommission bestätigte, daß sie ein einfaches, hervorragend frommes und der Kirche ergebenes Mädchen sei, deren Stimmen man höchstwahrscheinlich ernst zu nehmen habe, ließ er ihr eine Rüstung anfertigen und ein weißes Banner, auf dem Gott mit der Erdkugel in der einen Hand zu sehen war, während er seine andere segnend erhoben hatte. Zu beiden Seiten der Gestalten kniete je ein Engel, und über der Gruppe standen die Worte: „Jesus Maria". Am 28. April 1429 zog sie zusammen mit dem Herzog von Alencon an der Spitze einer Vorausstruppe, der 3000 Mann folgten, nach Orleans, um die Engländer zu vertreiben, wie ihr ihre Stimmen befohlen.

Daß Merlins Jungfrau gekommen war, um Frankreich zu retten, dieses Gerücht verbreitete sich mit Windeseile im ganzen Land. Die Franzosen, besonders die königstreuen im Süden, nahmen es mit Begeisterung auf, die Engländer mit Verachtung. Das naive, starke und kluge Mädchen hatte bereits viele Freunde und begeisterte Anhänger erworben; sie wurde schon jetzt vom Volk ge-

liebt und von denen, die das Volk an die Engländer verraten hatten, gehaßt. Besonders der französische Bischof Pierre de Cauchon, ein alter Freund Englands und Burgunds, der für den Feldzug der Engländer große Geldsummen gespendet hatte, verbreitete das Gegengerücht, sie sei eine Hexe und gehöre auf den Scheiterhaufen. Gerücht und Gegengerücht arbeiteten für Jeanne, dem Zeitgeist entsprechend, dem Jahrhunderte von Angst einen fruchtbaren Boden für Aber- und Wunderglauben geliefert hatten: Die Franzosen wurden mutig, die Engländer begannen, sich zu fürchten, trotz ihrer besseren Waffen. Es war das, was wir heute „Nervenkrieg" nennen: Er fiel zugunsten Jeannes aus. Als ihr weithin sichtbares weißes Banner auf einer Schanze heftig hin und her zu schwanken begann, weil ein Franzose nach ihm gegriffen hatte in der Meinung, es sei in Gefahr, und Jeanne ihrem Banner zu Hilfe kam in der Meinung, ein Engländer greife nach ihm, strömten die Franzosen spontan in großer Macht auf die Schanze, um Jeanne zu helfen, und überrannten die Engländer, die hinter der Schanze lagen und nur gesehen hatten, wie vor ihrer Nase ein großes weißes Banner erst aufgestellt wurde und dann hin und her schwankte. Obwohl diese militärische Operation nicht geplant war, sahen sich die französischen Heerführer gezwungen, mit ihrer Hauptmacht dem weißen Banner zu folgen. In einem raschen unwiderstehlichen Sieg wurde Orleans von den englischen Belagerern befreit.

Sofort bildeten sich fromme Legenden, die von Wundern und Zeichen handelten. Das war die Sprache des Jahrhunderts. Es hieß, eine weiße Taube sei vom Himmel niedergeflogen und habe sich auf Jeannes Fahne gesetzt, der Himmel habe auf der Seite der Franzosen gekämpft. In Wirklichkeit war der nationale Zorn der Franzosen erwacht, das war das von Jeanne zustandegebrachte Wunder. Natürlich war auch das ein großes Verdienst. Die Hauptmacht der Engländer unter Talbot lag wie gelähmt und sah zu, wie unter Führung der „Hexe" die Franzosen bei geringen Eigenverlusten ihren Sieg ausbauten und die Städte der Loire-Gegend von Engländern und Burgundern säuberten. Besonders Pierre de Cauchon, der bischöfliche Landesverräter, fürchtete sich und flüchtete in den Schutz der Engländer. Am 8. Mai war Orleans befreit, Talbot rückte mit den englischen Truppen kampflos ab. Sie zogen sich vor dem ungewohnten Kampfelan der Franzosen zurück, den sie sich nur mit Hexerei erklären konnten.

Die Franzosen selbst sind wie benommen von ihrem unerwarteten Sieg, auf den sie seit 80 Jahren gewartet haben. Sie haben sich schon daran gewöhnt, zu glauben, daß sie gegen die Engländer und ihre modernen Waffen nichts ausrichten können. Anstatt dem fliehenden Talbot zu folgen und ihn vernichtend zu schlagen, anstatt nach Paris vorzustoßen, dessen Bewohner sich bereits gegen die Königlichen verschanzen, da sie den Burgundern und ihren englischen Freunden Treue geschworen haben und den Sohn der Isabeau so hassen wie seine Mutter, feiern sie ihre Siege, veranstalten eine Siegesparade in Orleans, voran die Jungfrau mit dem weißen Banner und die Generäle Alencon und Dunois. Sie verlieren kostbare Zeit mit Streitigkeiten im Stab der Armee, so daß die tatenhungrige Jeanne zum Warten gezwungen ist, gegen ihren Willen. Sie beschäftigt sich mit Beten, Beichten, Zusammenkünften mit dem Erzengel und den beiden heiligen Damen, kleinen Wunder- und Liebestaten und beobachtet verwundert, wie rasch sie berühmt wird.

Mitte Juni weht wieder Jeannes weißes Banner im Schlachtgetümmel, weitere Loire-Städte werden erobert, ohne große Anstrengung. Jedesmal, bei jedem neuen Sieg, bilden sich neue Legenden und Wundergeschichten um Jeanne. Sogar des berühmten Falstaff 5 000 Mann starke Truppe wird bei Patay von den Franzosen vernichtet; Falstaff flieht zum englischen Oberbefehlshaber, dem Herzog von Bedford. Der hat selbst – in Erwartung der französischen Truppen – Paris verlassen und sein Hauptquartier nach Vincennes verlegt, wo er Falstaff bei seinem Eintreffen die Orden von der Brust reißt, aus Wut über dessen Niederlage – eine später von Shakespeare gestaltete Szene. Daß er selbst, Bedford, aus Paris floh, ohne einen einzigen königlichen Soldaten gesehen zu haben, veranlaßte ihn nicht, seine Orden abzulegen. Aber immer noch gehen die Franzosen nicht nach Paris, Bedford kann beruhigt sein. Sie gehen auf Drängen Jeannes nach Reims, werden aber auf dem Weg von der burgundischen Besatzung der Stadt Troyes aufgehalten. Diesmal kommt ein Zufall ganz besonderer Art Jeanne zu Hilfe. Ein Kollege von ihr, der wundertätige und berühmte Predigermönch Bruder Richard, dem einst ganz Paris zu Füßen lag und dessen Predigten die Pariser Weiberzu hysterischen Frömmigkeits-Demonstrationen hinriß, wirkte in Troyes und ging der Hexe an der Spitze einer Prozession von Geistlichen entgegen, das Kreuz voraustragend, um ihr den Exorzionsbann entgegenzuschleudern, die Formel zur Beschwörung böser Geister. Das gesunde starke Mädchen merkte, was er vorhatte, und rief ihm lachend zu: „Kommt nur näher und habt keine

Angst, ich fliege nicht davon." Als glühender Verehrer Jeannes kehrte Bruder Richard in die Stadt zurück und veranlaßte die kampflose Übergabe. Die burgundische Besatzung erhielt freien Abzug. Als Jeanne, die den Abzug beobachtete, sah, daß die Burgunder französische Gefangene mit sich fortführten, gab sie ihrem Pferd die Sporen und sprengte mitten unter die Burgunder. Ihre naive Tollkühnheit wirkte so überwältigend auf die Männer, daß sie die Gefangenen sofort freigaben. Ein Burgunder erzählte später, enttäuscht über den simplen Charakter dieses „Wunders": „Es war bei Gott die einfachste Sache, die ich je sah. Nicht die geringste Vernunft war bei dem, was sie tat. Sie ist nicht mehr als eine gewöhnliche Närrin."

Das dürfte die realistischste Beurteilung Jeannes durch einen Zeitgenossen sein. Eins allerdings fehlt in diesem Urteil: Eine Bemerkung darüber, daß diese „Närrin" ein ganzes Volk dazu ermutigte, sein Recht wahrzunehmen und aus seinem Land einen fremden Eindringling zu vertreiben. Das ist die einfachste Sache der Welt. Den Antrieb zu dieser einfachen Sache gab La Pucelle, die Jungfrau, wie sie das Volk nannte.

Am Morgen des 17. Juli 1429 wurde der Dauphin in Reims gekrönt.

Jeanne hatte nun alles getan, was sie zu tun versprochen hatte: Sie hatte Orleans befreit, die Engländer besiegt, den Dauphin nach Reims geführt und ihn gekrönt, in sieben Monaten seit dem Aufbruch aus ihrem Dorf. Ihre Mission, so wie sich die Sache ihr darstellte, war damit beendet. Ein leeres Gefühl überkam sie wie einen Menschen, der ein großes Werk abgeschlossen hat. Beängstigende Ahnungen stellten sich ein, sie glaubte, vor etwas Neuem, Schrecklichem zu stehen. Sie konnte sich dieses Gefühl der Niedergeschlagenheit nicht erklären.

Und doch war dieses Gefühl vielleicht zu erklären. Es hatte sich nämlich am Hof eine Partei gebildet, die den wachsenden Einfluß Jeannes auf den König und das Volk nicht länger ertragen konnte. Fast immer stand bei Beratungen ihre Meinung gegen die erfahrener Heerführer; sie wollte alles besser wissen als die Grafen und Herzöge aus der Umgebung des Königs, und das alles mit dem lächerlichen Hinweis auf Jeannes „Stimmen" und den „Willen des Himmels". Ihr verrücktes, halsbrecherisches Eingreifen in Kampfhandlungen hatte zwar einigemal die französischen Truppen mitgerissen und zum Sieg geführt, aber das gerade war die Gefahr; es verriet, daß sie eine gefährliche Macht über die Massen besaß. Wenn Jeannes „Stimmen" ihr morgen einflüsterten, daß das Volk gegen den französischen Feudaladel und sein Symbol, den König, zu ziehen hatte, würden ihr die Massen dann nicht folgen wie vor Orleans? Bis Reims war sie nützlich gewesen. Jetzt wollte man, daß sie abtrat. Wahrscheinlich fühlte Jeanne diesen sich am Hof bildenden Widerstand, der angesichts ihrer Verdienste nicht offen hervorzutreten wagte.

Es war charakteristisch, daß die Königlichen Jeannes Drängen zum Trotz erst am 8. September den Sturm auf Paris begannen. Bedford war voller Unruhe, wie die Sache ausgehen würde. Man mußte Zeit gewinnen. Er hatte mit dem Herzog von Burgund eine geheime Verabredung getroffen. Er selbst war mittlerweile wieder nach Paris zurückgekehrt und hatte es erneut verlassen, was seine Ratlosigkeit anzeigte. Diese Hexe verwirrte sogar einen kühlen englischen Herzogskopf! Während Jeanne aus dem Kampfgetümmel von Paris herausgetragen werden mußte, weil ein Pfeil sie am Schenkel verwundet hatte, und sofort der Mut der kämpfenden Franzosen sank, als sie sahen, daß Jeanne nicht mehr in ihrer Mitte war, traf ein Bote des Königs ein, der den Truppen befahl, sofort den Kampf abzubrechen und sich nach Saint-Denis zurückzuziehen, das nördlich von Paris an einer Krümmung der Seine liegt. Hier sollten sich die französischen Truppen sammeln und nach dem Süden abziehen, nach Gien an der Loire südöstlich von Orleans. Die Sieger flohen vor ihrem Sieg, ohne ihn zu vollenden. Was war geschehen? Ein Bevollmächtigter des Herzogs von Burgund war beim König erschienen und hatte ihm angeboten, die Burgunder würden für die friedliche Kapitulation von Paris sorgen, wenn der französische König bereit sei, die Stadt zu schonen. Als Jeanne das erfuhr, soll sie ausgerufen haben: ‚Nur vor der Spitze des Schwertes kann man mit den Burgundern Frieden schließen.'

85 Tage lang, nach der Krönung in Reims, war die Armee des Königs völlig nutzlos marschiert, hinauf in den Norden nach Paris und zurück in den Süden nach Gien an der Loire. In Gien folgte die Teilauflösung der Armee. Der Herzog von Alencon, Duncis, La Hire kehrten zu ihren Familien zurück. Warum ging Jeanne nicht nach Domremy zu ihrer Familie? Was hielt sie am Hof fest?

Sie wartete auf den Befehl ihrer Stimmen. Da die Stimmen ihr nicht sagten: Geh nach Haus!, blieb sie, obwohl ihr die Taktik des Königs, sein Glauben an die Ehrlichkeit der Burgunder nicht gefielen. Du wirst sehen, sagte der König, die Burgunder legen mir Paris in den Schoß, ohne daß ich etwas zu tun brauche. Du irrst dich, sagte Jeanne, man kann den Burgundern nicht vertrauen, sie führen etwas im Schilde, ich fühle es deutlich.

Acht Monate braucht der König, bis zum Mai 1430, um einzusehen, daß Jeanne recht hat. Kein Mäuschen in Paris denkt daran, vor dem König zu kapitulieren. Heinrich VI. von England landet im April mit 2000 Mann in Calais, um sich mit den Burgundern und den Truppen Talbots zu verbinden und Karl VII. zu schlagen. Der burgundische Herzog hat ihn verraten; er wollte nur Zeit gewinnen für die neuen Kriegsvorbereitungen der

Engländer. Um den Burgundern den Weg nach Paris zu versperren, sendet der König eine Armee nach Compiegne, der auch Jeanne angehört. Das ist ihr letzter Feldzug. Bei einem tollkühnen Ausfall, den sie führt, wie immer ohne Rücksicht auf die militärischen Realitäten, gerät sie in einen Hinterhalt der Burgunder und will mit ihrer Gruppe zur Festung zurückfliehen, die ja in den Händen der Königlichen ist. Aber der Kommandant der Festung, wahrscheinlich im Einvernehmen mit der gegen Jeanne arbeitenden Hofpartei und verärgert über ihre angeblich göttlich inspirierten Husarenstreiche, zieht die Zugbrücke hoch, so daß Jeanne vor der hochgezogenen Zugbrücke unter den Augen der Königlichen, die oben auf der Mauer stehen und den Vorgang beobachten, am 23. Mai 1430, nachmittags um sechs Uhr, in burgundische Gefangenschaft gerät.

†

Compiegne liegt im Bezirk Beauvais, dessen Bischof Pierre de Cauchon ist, Jeannes alter Feind. Es war damals üblich, Gefangene zu verkaufen, der Handel mit gefangenen Grafen und Herzögen brachte Riesensummen ein. Sicher hätte der König Jeanne loskaufen können, aber er rührte so wenig einen Finger zur Rettung seiner Retterin wie die Männer auf der Mauer von Compiegne. Wahrscheinlich hat die Hofpartei bereits in seinem Innern gesiegt, und er überläßt das weitere Schicksal Jeannes ihrer doch bisher so bewährten himmlischen Beziehung. Die sieht aber so aus, daß der Bischof Cauchon dem Burgunder Johann von Luxemburg, dem die burgundischen Truppen bei Compiegne unterstehen, die damals enorme Summe von 10000 Francs bietet für die Auslieferung der „Hexe" an die Engländer, das heißt an ihn. Der Burgunder ist mit dem Geschäft einverstanden.

Cauchon ist einer jener französischen Geistlichen im englisch besetzten Gebiet, die ihre Existenz fest mit den Engländern verbunden haben und nichts so sehr hassen wie den französischen König und seinen Hof. Revolution und Reformation sind in England noch in weiter Ferne. Die englischen Bischöfe sind so Untertanen Roms wie die französischen. Es besteht also kein Hindernis für einen

Fortsetzung auf Seite 70

Neue Korvetten für „Royal Navy"

Die Vorentwürfe für zwei völlig neue britische Korvetten sind durch die einschlägige Presse des kapitalistischen Auslands bekanntgeworden. Es handelt sich um die Typen „Mark 8" und „Mark 9". Ersterer soll eine Wasserverdrängung von 850 ts bei einer Länge von 73 m aufweisen. Die Geschwindigkeit dieses Typs soll bei 32 kn (Gasturbinen), der Fahrbereich bei 3500 sm (bei 16 kn) liegen. Es ist eine Besatzung von 65 Mann vorgesehen. „Mark 9" mit 4 Dieselmotoren soll 67 m lang sein, 740 ts verdrängen und 29 kn Geschwindigkeit haben. Die Besatzung soll 67 Mann stark werden.

Hartkernpatrone aus Holland

Eine 12,7-mm-Hartkernpatrone mit doppelter panzerbrechender Wirkung wurde in Holland entwickelt. Das Geschoß dieser neuen Patrone hat einen Kern aus Wolframkarbid. Zwei Ausführungen, einmal als panzerbrechendes Geschoß und zum anderen als Brandpatrone, sind vorgestellt worden.

„Albatros" für Seekampfflugzeuge

Die neue französische Luft-See-Rakete „Albatros" steht zur Zeit bei den Firmen Matra und OTO Melara in Entwicklung. Die „Albatros" soll über eine Reichweite von mehr als 40 km verfügen. Ihre Auslieferung wird ab 1973 datiert. Die Rakete ist für den Einsatz von Flugzeugen des Typs Breguet „Atlantic" und für Hubschrauber vom Typ Super-Frelon vorgesehen. Sie stellt eine Weiterentwicklung der „Martel" dar und ist zur Bekämpfung von See- und Unterwasserzielen gedacht.

„Chieftain" als Bergepanzer

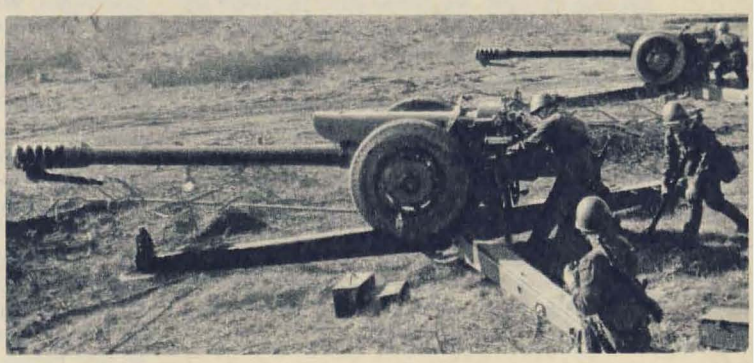
Die Bergeversion des britischen Kampfpanzers „Chieftain" steht als Prototyp für die Truppenerprobung bereit. Wanne, Motor, Generator, Laufwerk und Getriebe weichen nicht vom Kampfpanzer ab. Die Masse des Fahrzeugs beträgt 49 t, die Geschwindigkeit auf Straßen 41,8 km/h. Die Hauptwinde leistet maximal 30 t Arbeitslast. Die Seillänge wird mit 120 m angegeben. Abgespillt wird nach vorn. Die Hilfswinde mit 3,5 t Arbeitslast hat ein 300 m langes Seil. Am Bug befindet sich ein hydraulischer Räumschild. Die Watfähigkeit liegt bei 1,07 m. Das Fahrzeug hat MVM-Schutz.

Weniger Sprit, mehr Leistung

Warschauer Ingenieure haben eine Zusatzeinrichtung für Verbrennungsmotoren entwickelt, die bei geringerem Treibstoffverbrauch die Motorleistung wesentlich verbessert. Mit dieser Erfindung werden in der Treibstoffzuführung durch Elektroden

Minen per Hubschrauber

Mit eigens für Pionieraufgaben hergerichteten Hubschraubern des Typs Mi-4 verlegen die Pioniertruppen der Tschechoslowakischen Volksarmee seit einiger Zeit Schützen- und Panzerminen. Unser Bild zeigt Hubschrauber mit bereits ausgefahrener Minenrutsche, über die in kurzen Abständen die Sprengkörper zu Boden gelassen werden. Auf diese Weise werden kurzfristig Minen offen verlegt.



Auf Dreiholmlafette

In immer größerer Stückzahl setzt die Sowjetarmee die neue 122-mm-Haubitze auf Dreiholmlafette ein. Das Geschütz zeichnet sich durch hervorragende ballistische Eigenschaften und durch seine gute Standfestigkeit in Feuerstellung aus. Die Dreiholmlafette ermöglicht einen weiten Seitenrichtbereich (Rundumbeschuß).

und Magnete ein elektrisches und ein magnetisches Feld geschaffen, wodurch einerseits das Versprühen des Brennstoffes an der Vergaserdüse erleichtert und andererseits eine gleichmäßigere Zusammensetzung des Gas-Luft-Gemisches garantiert werden. Infolge des somit erreichten größeren Verbrennungseffekts erhöht sich das Leistungsvermögen des Motors. Darüber hinaus fallen weniger Verbrennungsrückstände an.

M-113 für israelische Okkupanten

Mit einer Spezialausführung des amerikanischen MTW M-113 wurden die israelischen Truppen ausgestattet. Hinter der Kommandantenkuppel befindet sich ein Wurfgerät für Granaten, Nebelkörper oder Leuchtsignale. Beiderseits der Luke des Kampfraumes sind Drehzapfen für MG angeordnet.

1 000 Flugstunden in Erprobung

Der Kampfhubschrauber „Cheyenne" hat in der US-Armee während 1 000 Flugstunden eine erste Erprobung bestanden. Die anfänglichen Schwierigkeiten, die zu einem vorläufigen Stopp des Programms führten, scheinen damit behoben zu sein. Die bisher erzielte Höchstgeschwindigkeit des Hubschraubers liegt bei 385 km/h. Er soll als Träger für die unterschiedlichsten Waffen dienen: für Raketen, TOW-Flugkörper, 30-mm-Kanonen sowie für einen 40-mm-Granatwerfer.

Universelle Kleinst-FS-Kamera

Eine Minifernsehaufnahmekamera in Form eines 24 cm langen Zylinders mit einem Durchmesser von nur 2,5 cm ist von Dozenten und Studenten der Tomsker Hochschule für Radioelektronik und elektronische Technik konstruiert worden. Mit ihr können Fernsehaufnahmen bei jedem Wetter und Unterwasseraufnahmen bis zu 10 m Tiefe gemacht, schwer zugängliche Maschinen- oder Aggregatteile geprüft und technologische Prozesse beobachtet werden.

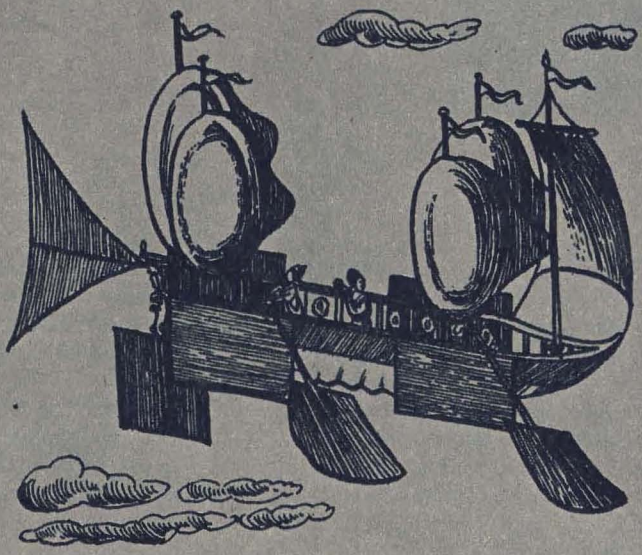
Anno Tobak

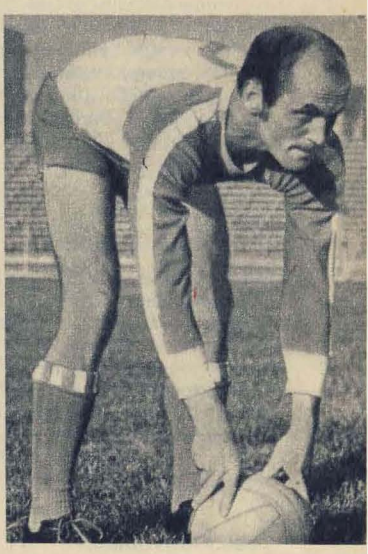
Aus den Flegeljahren der Luftfahrt

Man nehme einen normalen Schiffsrumpf, befestige daran diverse Segel und Luftsäcke, versehe das Gefährt zusätzlich mit riesigen Blattrudern und dem unvermeidlichen Steuer – und fertig ist das Flugschiff für die Reise. Solche Gedanken müssen wohl die (oder den) Erfinder jenes Projektes bewogen haben, die nechstehende Zeichnung anzufertigen. Man schrieb das Jahr 1783, als dieser Entwurf entstand. Das Flugschiff wurde nie gebaut, flog niemals, erregte dafür aber das übliche „Mitleid" seiner Zeitgenossen – wie so vieles aus den Anfängen der Luftfahrt. Und dennoch beschäftigte der Traum vom Fliegen viele Gemüter, regte die Hirna zu Erfindungen an und brachte manche Phantastereien hervor.

Da wollte anno 1709 tatsächlich eine Schrift ernst genommen werden, die vom Fluge eines Luftschiffes berichtete, das aus Portugal am 24. Juni mit seinem Erfinder in Wien glücklich angekommen sein soll. Wer's glaubte, war selig, wer nicht, kam auch dorthin.

Um die letzte Jahrhundertwende war man schon weiter. Um diese Zeit konnten die Angehörigen des Berliner Luftschifferbataillons schon den Befehl erhalten, von Tegel nach der Insel Rügen zu fliegen. Über den Flug berichtete die „Plauer Zeitung" vom 31. 3. 1906: Zwei Luftschiffer von der 1. Kompanie des Luftschifferbataillons Berlin mit Namen Görgen und Plep haben eine tolle Fahrt hinter sich. Sie hatten den Auftrag, im „Ibis" eine Übungsfahrt zu machen, stiegen um 12 Uhr mittags auf und verschwanden in den Wolken. Als sie um 5 Uhr landen wollten, schwebten sie bereits über der Ostsee. Innerhalb einer Stunde warfen sie den ganzen Ballast über Bord. Trotzdem kamen die Luftschiffer den hochgehenden Wogen der Ostsee immer näher. In der höchsten Not warfen sie ihre Stiefel ins Meer, kappten die Gondel und hielten sich in dem Netz fest. Erst um 1 Uhr nachts bemerkten sie Land unter sich, worauf es ihnen gelang, in einem Walde in Schweden zu landen. Hier erwarteten sie den Tag ab und liefen dann ausgehungert und barfuß in fußhohem Schnee zwei Stunden zur nächsten menschlichen Behausung. Die Heimfahrt und Bergung des Ballons ging glücklich vonstatten.





1:0 FÜR OTTO

Hier steigt nach dem alten Motto:
Wer am Ball bleibt, bleibt stabil,.
das Geduldspiel: Fräßdorf, Otto
gegen „Empor Sex Appeal".

„Sex Appeal" stellt sich in Pose,
lächelt sieggewiß und keß.
Sie spielt in karierter Hose,
er im wohlvertrauten Dreß.

Otto rüstet zum Elfmeter.
Publikum zollt viel Applaus.
Da trickst sie den Meistertreter
mit gezielten Blicken aus.

Aber trotz der hübschen Haxen
und der fabelhaften Form,
ist sie Otton nicht gewachsen,
denn der Otto spielt enorm.

Wie er flankt und wie er dribbelt,
Ecken tritt und Kraft verschleißt,
Donnerschock! Wen's da nicht kribbelt,
der weiß nicht, was Fußball heißt!

Wie er nach dem Leder angelt,
Kondition hält und Balance!
Wie er hechtet, wie er rangelt!
„Sex Appeal" hat keine Chance.

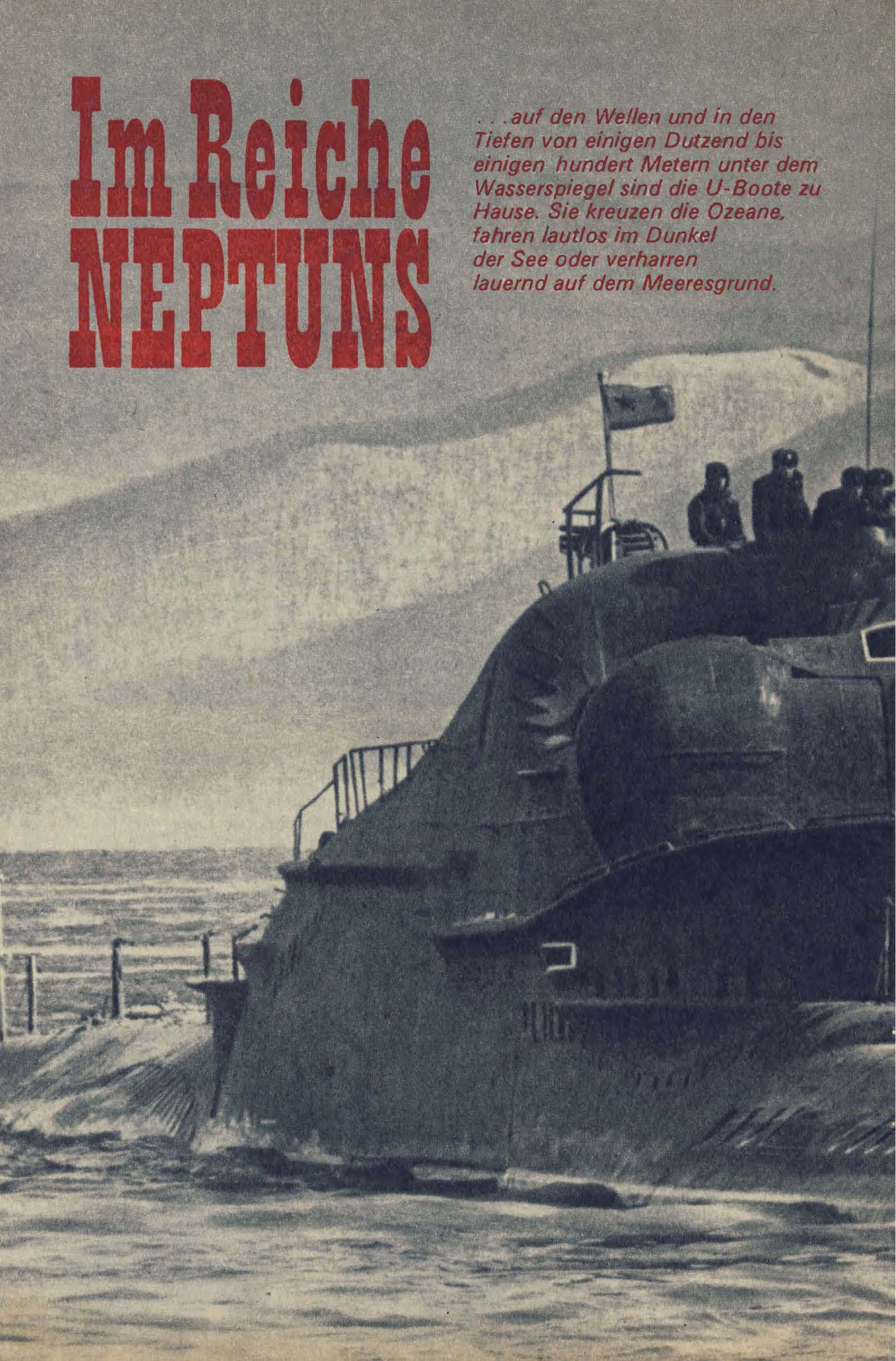
Achte – neune – zehne – Klasse!
Tönt es von der Galerie.
Otto siegt, doch beide Asse
trennen sich in Sympathie.

Wer möcht' nicht gern solche Gaben
und dazu noch obendrein
solch ein Torverhältnis haben?!
– Otto Fräßdorf müßt' man sein! H. Krause

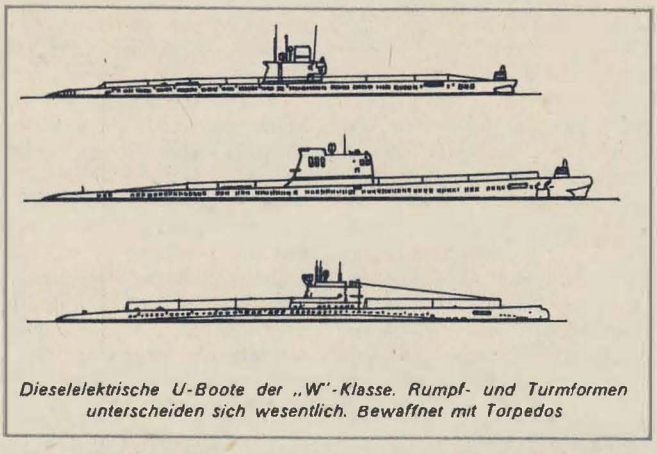
Dribbeln,
hechten, rangeln
wird der Otto in Zukunft
nicht mehr. Leider. Eine Rückenverletzung läßt's nicht zu. Bei den Rückwärtigen Diensten wird nun Genosse Fräßdorf seinen Mann stehen. Mit diesem kleinen Fußballspaß wollten wir dem populären „Vorwärts"-Spieler auf unsere Weise danken für unvergessene Leistungen.
Mach's gut,
Otto!

Im Reiche NEPTUNS

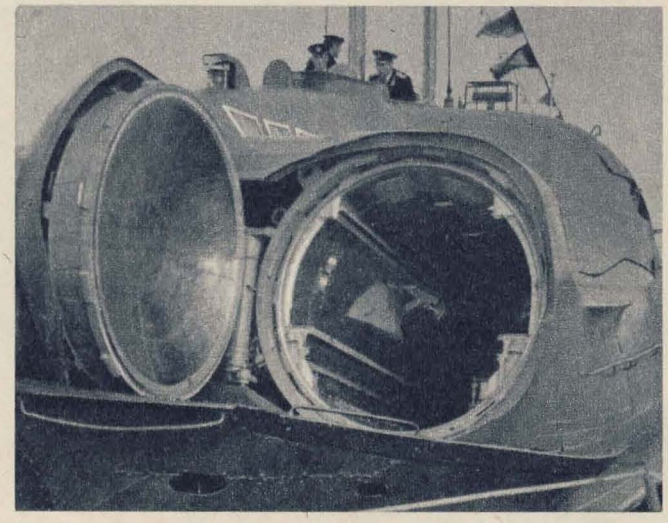
. . . auf den Wellen und in den Tiefen von einigen Dutzend bis einigen hundert Metern unter dem Wasserspiegel sind die U-Boote zu Hause. Sie kreuzen die Ozeane, fahren lautlos im Dunkel der See oder verharren lauernd auf dem Meeresgrund.



Immer wenn ein sowjetisches U-Boot auf seiner Fernfahrt den Äquator kreuzt, kommt der alte Gott der Meere, Neptun, an Bord und erkundigt sich nach Nationalität und nach dem Woher und Wohin des Schiffes. Seine Majestät erteilt nach gebührender Auskunft die Genehmigung zur Weiterreise und wird fröhlich verabschiedet. Das ist ein althergebrachter, überall bei den Seeleuten gepflegter Scherz. Die Eroberung des Reiches Neptuns durch sowjetische U-Bootfahrer begann vor 40 Jahren. 1931 konnte das erste von sowjetischen Konstrukteuren entwikkelte und auf einer eigenen Werft gebaute U-Boot, der Typ „Dekabrist", in Dienst gestellt werden. In diesen vier Jahrzehnten machten immer mehr Meeresbewohner Bekanntschaft mit den U-Booten der sowjetischen Seekriegsflotte. Zuerst waren es die Ostseefische und ihre Verwandten im Schwarzen Meer, die in immer größerer Anzahl dem „Dekabrist" und seinen Nachfolgern, den U-Booten der Typen „Stscha" (Mittleres), „M" (Kleines) und „K" (U-Kreuzer) begegneten. Es dauerte nicht lange, da sahen auch der Eisbär und die Robbe diese Unterwassereinheiten. Die nördliche Seegrenze der UdSSR, ein Großteil der 40000 km langen von 14 Meeren umspülten Grenze, verlangte nach ebensolcher Sicherung wie die übrigen Abschnitte. So kam es, daß schon in den dreißiger Jahren sowjetische U-Boote die



Dieselelektrische U-Boote der „W"-Klasse. Rumpf- und Turmformen unterscheiden sich wesentlich. Bewaffnet mit Torpedos



Für den Überwasserstart von Raketen bzw. Flügelgeschossen wurde eine Spezialvariante des Turmes entwickelt. Der Vorläufer dieses Typs trägt zwei verstellbare Abschußrampen (unten).

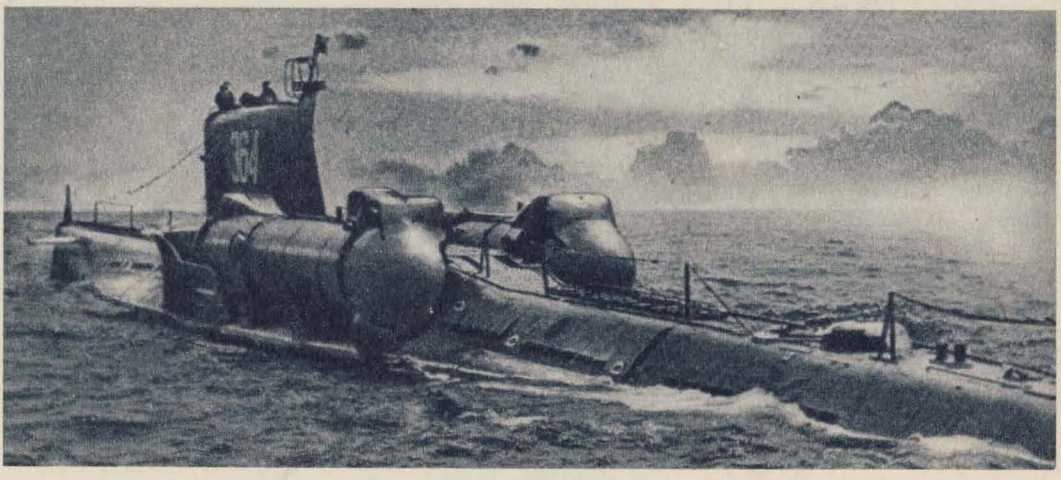
Eisregionen des Nordmeeres befuhren und wichtige Erfahrungen für den Einsatz unter polaren Bedingungen sammelten.

Diese 40jährige Tradition kommt heute den jungen Matrosen, die auf raketentragenden und kernkraftgetriebenen Unterwasserschiffen fahren, zugute.

Vor fast 15 Jahren geschah es – das erste amerikanische Atom-U-Boote „Nautilus" stand noch in Erprobung – als ein neuartiges sowjetisches Unterwasserfahrzeug in geheimer Mission seinen Stützpunkt verließ und, begleitet von einigen Hilfsschiffen, dem offenen Meer zusteuerte. Nur wenige an Bord kannten den Auftrag: ein paar Offiziere und Maate. Erst im vorgesehenen Operationsgebiet erfuhren die anderen, daß sie Zeuge einer Polfahrt und eines Raketenstarts aus der Unterwasserlage werden.

Die öffentlichen Verlautbarungen über dieses Unternehmen waren spärlich. Eine einzige knappe Meldung ging durch die Weltpresse. Ein sowjetisches U-Boot unternahm von Murmansk aus eine mehrere tausend Meilen lange Tauchfahrt nach der Antarktis und zurück – ohne zwischenzubunkern, ohne Ölspuren oder Luftblasen zu hinterlassen. So lautete sinngemäß der Inhalt der Nachricht.

Inzwischen ist jedermann bekannt, daß die Sowjetunion über



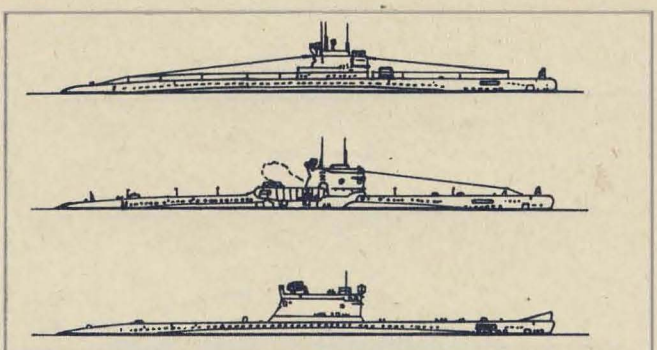
eine starke U-Bootflotte verfügt, daß diese Flotte zu einem großen Teil aus kernkraftgetriebenen U-Booten unterschiedlicher Bestimmung besteht, und daß diese Einheiten wochen- und monatelange Fernfahrten durch alle Weltmeere unternehmen.

Große Unterwassergeschwindigkeiten, enorme Tauchtiefen, ein theoretisch unbegrenzter Fahrbereich, weitreichende Raketenwaffen und andere moderne Waffensysteme charakterisieren diese Schiffe als strategische Mittel.

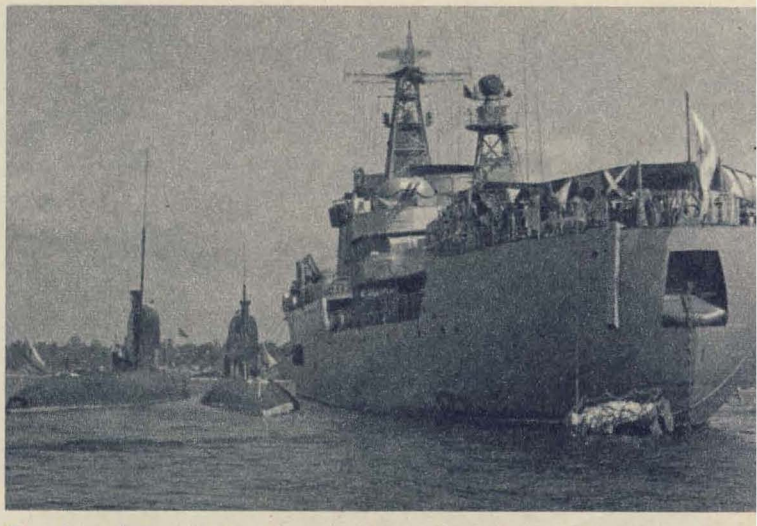
Angesichts dieser Tatsache ist es nicht verwunderlich, wenn sich die einschlägige Presse der kapitalistischen Länder oft mit der sowjetischen Seekriegsflotte im allgemeinen und mit der U-Bootwaffe im besonderen beschäftigt. Es mißfällt vor allem den amerikanischen Verfechtern der maritimen Aggression, daß sowjetische Flottenverbände und U-Boote ihre Wege kreuzen. Sie versuchen, oft vergeblich, auf die Spur der „Leninez"-U-Boote zu kommen, sie zu orten, zu fotografieren usw.

Über die Stärke der sowjetischen U-Bootflotte sind sie sich im klaren, sie schätzen sie als die stärkste aller Länder ein. Über den Bestand allerdings stellen sie Spekulationen an. Das sieht so aus:

Insgesamt soll die Sowjetunion

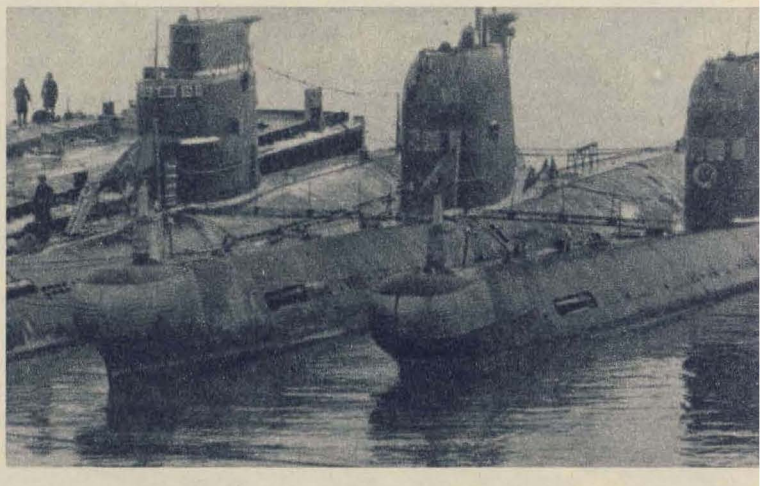


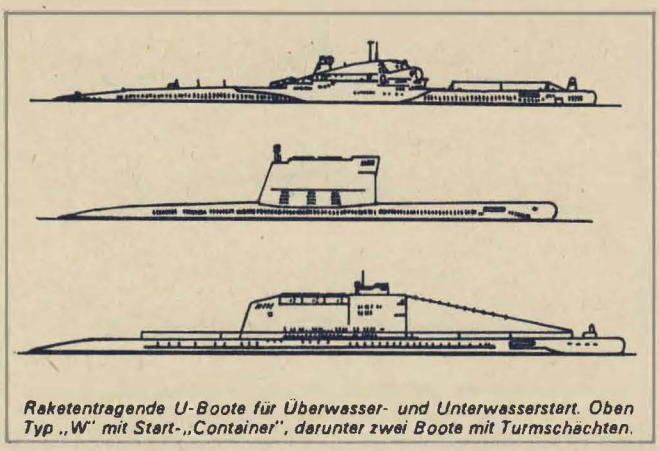
Weitere Abarten der „W"-Klasse. Die mittlere Zeichnung veranschaulicht die Verstellbarkeit der Startrampe.



Dieselelektrische U-Boote am Mutterschiff (oben). Nach der Fernfahrt am heimatlichen Kai festgemacht: U-Jagd-U-Boote der sowjetischen Nordmeerflotte.

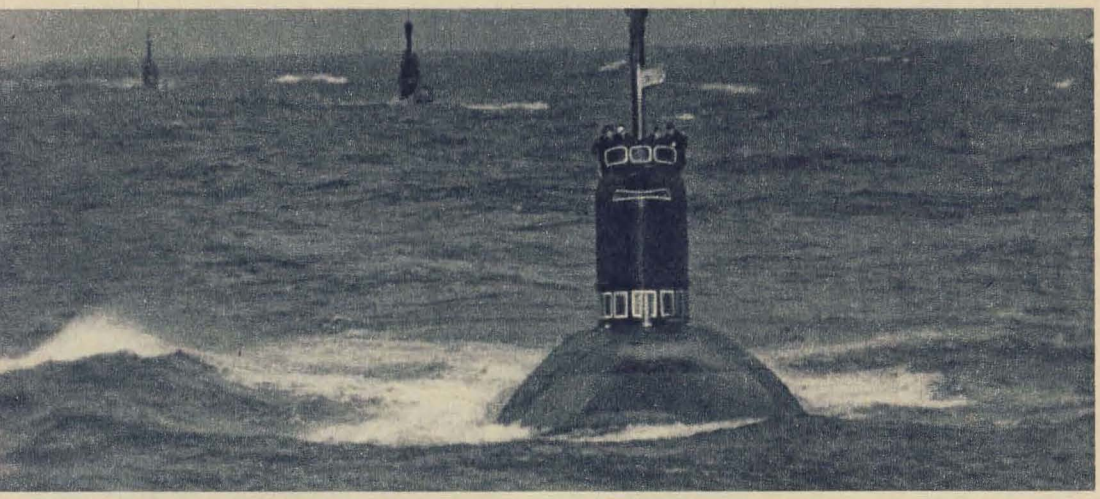
Ältere Raketenträger hatten in der Mitte des Turmes eine ausfahrbare Startrampe für Flügelgeschosse.

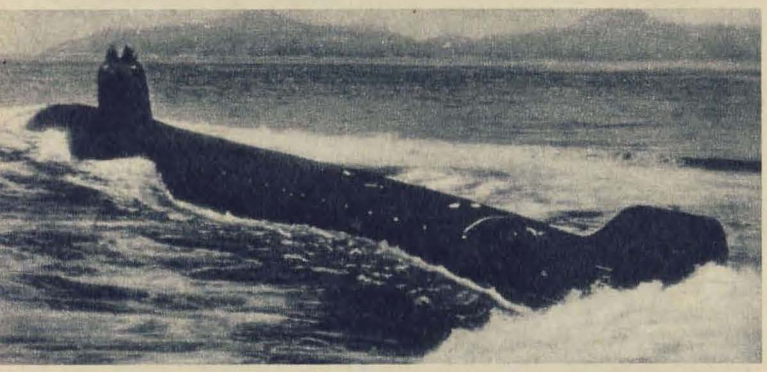


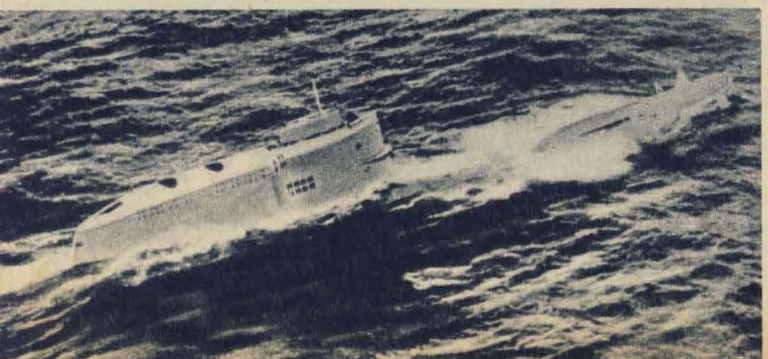


Raketentragende U-Boote für Überwasser- und Unterwasserstart. Oben Typ „W" mit Start-„Container", darunter zwei Boote mit Turmschächten.

Die mit Kernkraft angetriebenen U-Boote der sowjetischen Seekriegsflotte erreichen Unterwassergeschwindigkeiten von über 40 kn, ihre Tauchtiefe beträgt mehrere hundert Meter. In 24 Stunden legen sie in getauchtem Zustand 1700 km zurück. Sie operieren als Jagd- und als Raketen-U-Boote weitab ihrer Heimathäfen.







über 360 U-Boote haben, davon rund 40% mit Kernkraftanlagen. Mindestens 100 dieser Einheiten sind Raketenträger, wovon wiederum die Hälfte für ausgesprochen strategische Aufgaben eingesetzt werden soll. Weitere 150 U-Boote, so vermuten sie, sind mit Torpedos bestückt.

Keineswegs unterschätzen sie die herkömmlichen U-Boote, vor allem die der W-Klasse. Dieser in vielen Varianten gebaute Typ entstand anfangs der fünfziger Jahre. Er erfuhr fast jährlich technische Veränderungen. Gegenwärtig existieren allein davon – soweit offiziell bekannt – acht Varianten. Das sind Torpedoträger, Funkmeß-U-Boote, Jagd-U-Boote für den Kampf gegen getauchte Boote des Geg-

ners und verschiedene Baumuster von Raketenträgern für den Überwasserabschuß. Ihr Aktionsradius beträgt etwa 5200 Meilen, d. h. vom Stützpunkt weg. Mit Rückfahrt sind es 10400 Meilen, wobei eine 20-prozentige Reserve abgezogen ist. Insgesamt beläuft sich die Fahrstrecke auf etwa 13 000 Meilen mit einer Bunkerfüllung. Das reicht aus, um beispielsweise aus dem Ostseeraum Südamerika zu erreichen oder von Wladiwostok nach Australien zu gelangen. Aus diesen Beispielen ist zu ersehen, daß die dieselelektrischen U-Boote der Sowjetunion keine Typen unter „ferner liefen" sind. Sie haben mit den U-Booten des zweiten Weltkrieges nur noch den Namen gemeinsam.

Daß herkömmlich angetriebene U-Boote auch für strategische Aufgaben einsetzbar sind, beweist der seit 1962 in Dienst stehende Typ mit dem langgestreckten Turm, der zwei oder drei Startschächte für ballistische Raketen hat. Diese U-Boote besitzen eine Gesamtfahrstrecke von über 20000 Meilen. 1958 begann ihr Bau. Gleichzeitig mit ihnen liefen zwei weitere Ozean-U-Boote mit starker Torpedobewaffnung von Stapel.

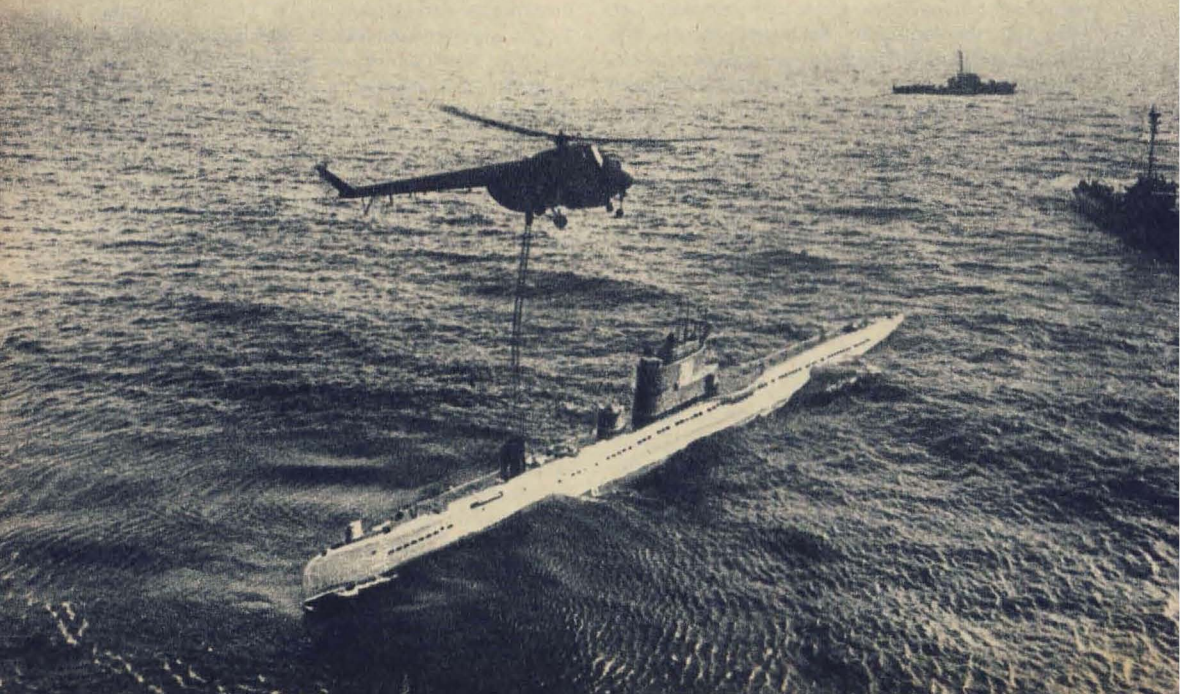
Die kernkraftgetriebenen Unterwassereinheiten der sowjetischen Seekriegsflotte sind ausschließlich für strategische Zwecke bestimmt. Ihre Raketen werden aus der Unterwasserlage gestartet. Sie sind gegen weit entfernre Ziele bestimmt, gegen Häfen und Stützpunkte sowie gegen Ziele im Hinterland des Gegners. Aber auch Lenkraketen für den Kampf mit Überwasserschiffen gehören zum Waffenarsenal dieser U-Boote.

Zu den oben erwähnten strategischen Aufgaben der „Atom-U-Boote" gehört auch die Bekämpfung der in den Weiten der Ozeane operierenden gegnerischen Unterwassereinheiten. So ist eine Variante der sowjetischen „Strategischen" als U-Jagdvariante ausgelegt. Dieser Typ führt spezielle Waffen – Raketentorpedos, Raketen der Klasse Schiff-Unterwasser und zielsuchende U-Abwehrtorpedos.

Da die Aufklärung heute auch zur See eine bedeutende Rolle spielt, sind eine Reihe von U-Booten aller Kategorien mit elektronischen Geräten versehen, um Aufklärungs- und Suchaktionen auszuführen. Sie arbeiten eng mit den Stäben und den Schiffsverbänden zusammen. Wie das große Seemanöver „Ozean" seinerzeit zeigte, können Flottenkräfte auf diese Art und Weise über Tausende Kilometer hinweg geführt werden.

Vom „Dekabrist" bis zum „Atom-U-Boot" ging die sowjetische U-Bootflotte einen steilen Weg nach oben. Sie nimmt einen zentralen Platz in den Seestreitkräften ein. Die U-Boote aller Klassen gehören zur äußersten Verteidigungslinie der sozialistischen Staatengemeinschaft.

K. E.



Das Bauernmädchen aus Domremy

(Fortsetzung von Seite 57)

französischen Geistlichen, mit seinen englischen Kollegen gemeinsame Sache zu machen, sieht man ab von dem nationalen Gefühl, das in dieser Epoche noch eine geringe Rolle spielt und sich von unten nach oben entwickelt, nicht umgekehrt. Während das französische Volk in Jeanne bereits eine Repräsentantin der nationalen Sache sieht, bleibt sie für einen Bischof eine x-beliebige Person, die die internationale römische Kirche entweder herausfordert oder ihre Macht festigt. Das Zünglein an der Waage der Gefühle Cauchons hat sich längst gegen sie entschieden, aus Sympathie für die Engländer. Die „Hexe" wird nach Rouen gebracht, in das alte Schloß, in dem seit August vorigen Jahres der junge englische König Heinrich VI. wohnt. In einem der Türme des Schlosses wird das mittlere Stockwerk, das aus einem großen Raum besteht, für Jeanne Darc eingerichtet, das heißt, sie wird hier an Hals, Händen und Füßen angekettet und von fünf englischen Soldaten bewacht, die nicht zur Blüte der Ritterschaft gehören und mit Whisky getränkt werden, um der „Hexe" gegenüber mutig zu sein.

Zehn Monate lang wird Jeanne gequält – physisch von ihren Wächtern, geistig von Theologen, die Cauchon aus ganz Frankreich zusammentrommelt und die sie verhören. Erst am 26. März 1431 beginnt in Rouen der Hauptprozeß, der bis zum 31. März dauert. Cauchon will unbedingt beweisen, daß Karl VII. seine Krönung und seine militärischen Erfolge einer Hexe zu verdanken hat. Die 100 theologischen Sachverständigen sind alle Feinde Karls VII. und setzen sich hauptsächlich aus drei Gruppen zusammen: aus Vertretern der Universität Paris, aus Abgesandten von großen Klöstern in der Normandie und aus Theologen der Stadt Rouen. Sie sollen die Richtigkeit der Anklageschrift beweisen, in der Jeanne als Zauberin, Hexe und falsche Prophetin, mit bösen Geistern verbunden, dem Aberglauben verfallen, der Beschäftigung mit Magie überführt und als Gegnerin der „wahren Lehre" bezeichnet wird.

Die Protokolle des Prozesses von Rouen sind bis auf den heutigen Tag erhalten. Man ist, wenn man sie liest, erstaunt über den Widerspruch zwischen dem Eindruck den die Prozeßverhandlung macht, und dem gefällten Urteil. In der Prozeßverhandlung erscheint Jeanne als die Gewinnerin des Prozesses. Sie antwortet den 100 Theologen mit schlagender Überlegenheit, einer Art von gesundem Menschenverstand und verblüffender Logik, mit denen sie alle törichten Beschuldigungen der Hexerei widerlegt. Und trotzdem werden im Urteil alle Beschuldigungen der Anklage wiederholt und als erwiesen hingestellt, was nicht der Wahrheit entspricht.

Bis zum 30. Mai geht das Nachspiel des Prozesses um die Frage, was mit ihr geschehen soll. Sie erklärt sich bereit, einen Teil ihrer Behauptungen zu widerrufen, sich von ihren Stimmen zu distanzieren und Frauenkleidung anzulegen, damit man sie als „reuige Sünderin" einem ordentlichen Kirchengericht übergeben kann, widerruft aber den Widerruf, weil sie merkt, daß Cauchon sie weiter in der alten Gefangenschaft hält, im Schloßturm angekettet und in Gesellschaft der fünf rohen whiskyseligen englischen Wächter. Diesen Widerruf aber braucht Cauchon. Er kann sie nun als „rückfällige Ketzerin" dem weltlichen Arm, sprich: den Engländern übergeben. Am 30. Mai 1431 wird der armen Jeanne ein langes Hemd übergezogen und eine Mütze auf den Kopf gesetzt, die wie eine Mitra aussieht und auf der geschrieben steht: „Ketzerin, rückfällig, abtrünnig, Götzendienerin". Neben ihr auf den Karren setzen sich zwei Geistliche, die ihr Trost zusprechen sollen. Um neun Uhr gelangt der Wagen zum Markt. Die gesamte Bevölkerung ist auf den Beinen. Die Leute sind bis auf die Hausdächer geklettert, um besser sehen zu können. Aus den Flammen heraus ruft sie ununterbrochen: „Jesus, Jesus", bis ihre Stimme erstickt.

Ihre Asche wird in die Seine gestreut. Alljährlich an ihrem Todestag versammeln sich junge, weiß gekleidete Mädchen an der Stelle, wo ihre Asche in den Fluß geworfen wurde, und streuen weiße Blumen ins Wasser, die langsam dem Meer zutreiben...

Der hundertjährige Krieg aber wurde in Abwesenheit Jeannes 1452 bei Castillon zugunsten Frankreichs entschieden, 6000 Engländer unter Talbot wurden vernichtet. Es waren nun 20 Jahre seit dem Tod Jeannes vergangen. Karl VII. war nicht daran interessiert, in die Geschichte so einzugehen, wie es ihm Cauchon zugedacht hatte, und finanzierte 1455 ein neues Gerichtsverfahren, das in Notre-Dame-de-Paris abgewickelt wurde und am 7. Juli 1456 mit der Verlesung des Urteils durch den Erzbischof von Reims endete. Jeanne wurde rehabilitiert, ihre Familie durch den König in den Adelsstand erhoben. Man apostrophiert seitdem das „D" im Namen d'Arc. Auf dem Platz, auf dem Jeanne verbrannt wurde, errichtete man ein Sühnekreuz.

500 Jahre später, am 9. Mai 1920, wurde Jeanne d'Arc durch Papst Benedikt XV. heiliggesprochen, wobei es interessant ist, zu vermerken, daß in der Begründung ihre Stimmen und Wundertaten nicht erwähnt werden. Sie gilt als Nationalheilige Frankreichs, deren Bild in den meisten französischen Kirchen hängt.

NEU!

Auslosung von
12 Pkw Skoda
oder je 20 000,- M

in der Sächsischen Landeslotterie

Der gut ausgewogene, feststehende Gewinnplan bietet 90076 Gewinne, u. a. solche zu 500000,– 250000,– 100000,– 50000,– 25000,– 10000,– 5000,– 3000,– 2000,– 1000,– 500,–
Jede Woche Ziehung 10x10000,– Mark

Höchstgewinn 1 Million Mark

Kundendienst: Zusendung der Gewinnliste nach jeder Ziehung
Alle Gewinne bar ins Haus oder auf Konto
Schriftliche Gewinnmitteilung
Gewissenhafte Gewinnkontrolle

Ziehung 1. Klasse 7. Januar 1972

Bitte Bestellschein ausfüllen, ausschneiden und einsenden an
Lotterie-Zentralversand, 701 Leipzig, Postfach 580

BESTELLSCHEIN

Senden Sie mir folgende Losanteile: **7**

____ 1/8 Los zu 4,– M
____ 1/4 (2/8) Los zu 8,– M
____ 1/2 (4/8) Los zu 16,– M
____ 1/1 (8/8) Los zu 32,– M

Nach Erhalt der Lose zahle ich _____ Mark (zuzüglich 0.30 Mark für Porto und Gewinnliste) rechtzeitig vor der Ziehung ein.

Name, Vorname _____

Postleitzahl _____ Wohnort _____

Straße und Hausnummer _____

Bitte deutlich schreiben (möglichst in Blockschrift)

Soldaten schreiben für Soldaten

Zwiesprache

Du sagst:
Ich gehe ohne Dich
jetzt achtzehn Monate
durch unsre Straßen,
(den Urlaub abgerechnet)
und lege jeden Abend
das Brot
auf einen Teller.

Ich sage:
Du gehst jetzt
eine Zeitlang ohne mich,
damit ein Leben lang
gemeinsam unsre Wege
durch helle Straßen führen
und auf dem Feld
das Korn für unser Brot,
vor keinem Eisenhagel
bangen braucht.

Dietrich Knorr

Soldatenhimmel

Ach ist der Himmel blau!
So blau!!
Nur blau!!
Ich sitze in der Stube drin,
habe nur noch eins im Sinn:
Zu Haus sitzt meine Frau.

Auch ich muß drinnen bleiben,
um ihr einen Brief zu schreiben –
Sonst macht sie bald Radau.
Ich möchte ihr auch sagen,
sie soll sich nicht beklagen –
so als Soldatenfrau.

Warum bin ich Soldat?
Die Zeit ist nicht zu schad –
Denn ich weiß ganz genau:
Noch ist der Himmel blau.
Richtig blau.
Wirklich blau.
Kann schwarz und weiß und rot sein.
Im Krieg, da kann er tot sein –
Ich will ihn aber BLAU!!!

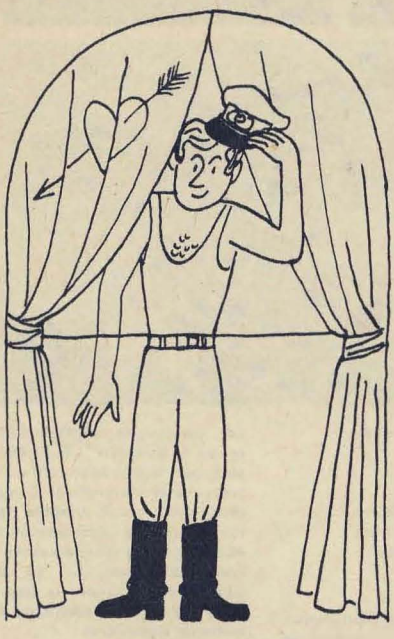
Klaus Jakob

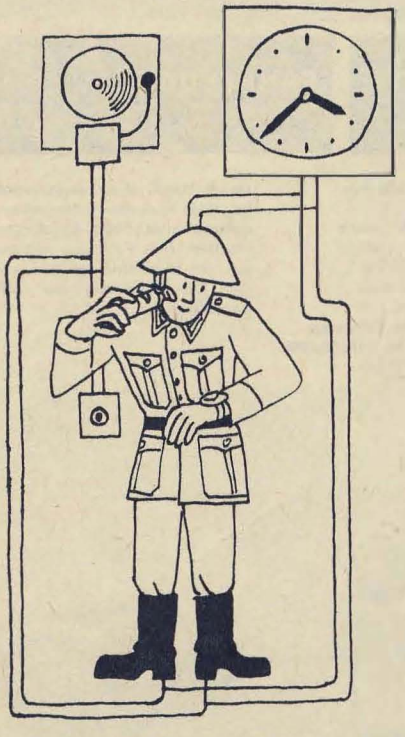
Regie

Zu den Stammbesuchern der Bühnen der Stadt Nordhausen zählen die im Kreis stationierten Soldaten unserer NVA. Es war im „Haus der Kunst" (Abstecherbühne Sondershausen). Man spielte „Adam und Eva" von Rudi Strahl. Kurz vor Beginn der Vorstellung fiel aufmerksamen Besuchern ein Soldat auf, der im Parkettumgang ganz allein herumschlenderte und keiner Einheit anzugehören schien. Geflissentlich ging er allen Kameraden und Vorgesetzten aus dem Wege. Einige aus der Anrechtsgruppe der Sondershausener Garnison sprachen ihn an, um zu erfahren, zu welcher Truppe er gehöre. Jener gebrauchte erst Ausflüchte, um dann zu bekennen, auf Urlaub zu sein. Daraufhin vertraute man ihm an, daß die Soldaten nach der Vorstellung den Abend in einer guten Gaststätte beschließen. Wenn er wolle, könne er mitkommen.

Die Vorstellung lief. Unser Soldat auf Urlaub saß mitten unter seinesgleichen. Man amüsierte sich, und niemand achtete auf den anderen. Aber das änderte sich bei der Gerichtsszene, wo die Gegenanwältin die Bühne verläßt und den Saal betritt. Voller Spannung beobachtete man, wie die Schauspielerin unter den Armeeangehörigen zu suchen begann. Ausgerechnet den ungewöhnlichen Soldaten sprach sie an und bat ihn, seinen Waffenrock (nicht die Hose) auszuziehen! Rechts und links von ihm warnte man stummen Blickes. Der Soldat tat es aber trotzdem. Unwillige Blicke auch der Offiziere folgten der Schauspielerin, wie sie – den Uniformrock gelassen überm Arm – zurück zur Bühne ging. Erst im Restaurant stellte es sich dann heraus, daß unser Soldat gar kein richtiger Soldat war, sondern ein Statist. Das gab ein großes Hallo, und die Soldaten bekannten unter Gelächter, daß er sehr echt gespielt habe.

Erich Schmidt, Bühnenarbeiter





Illustrationen: Harri Parschau

Alarm mit Voranmeldung

Der nach Abschluß der Grundausbildung zuversetzte „Neue" trat schon am ersten Tage äußerst diszipliniert und gewissenhaft auf. Die Vorgesetzten erkannten sofort, daß hier ein guter Soldat eingetroffen war.

Am nächsten Tag erkrankte plötzlich der als LvD* vorgesehene Genosse. Der Hauptfeldwebel stand vor einem Problem, denn die Kompanie war zu einer mehrstündigen Übung im Gelände. Da entsann er sich des Neuen, der diesmal noch im Kompaniebereich geblieben war. Zusammen mit dem UvD wurde er vom Hauptfeldwebel über die Aufgaben des LvD, über Rechte und Pflichten belehrt. Ganz besonders schärfte man ihm ein, den Beginn einer neuen Dienststunde 5 Minuten vorher durch Pfeifen und Ausrufen anzukündigen.

In den Abendstunden klappte auch alles wie am Schnürchen: Waffenreinigen, Stuben- und Revierreinigen, Nachtruhe und die erforderlichen Kontrollen. Der UvD konnte seinen Genossen schmunzelnd berichten, daß dieser Läufer spurte und ihm die Arbeit erleichterte.

Bis Mitternacht verlief alles ruhig. Die Ausgänger kamen pünktlich zurück. Der UvD genoß die zustehende Ruhestunde. Da erschien plötzlich der Kommandeur. Der Läufer machte exakt Meldung. „Haben Sie eine Uhr?" fragte ihn der Kommandeur. „Selbstverständlich", antwortete der Neue, „die brauche ich doch zum Dienst".

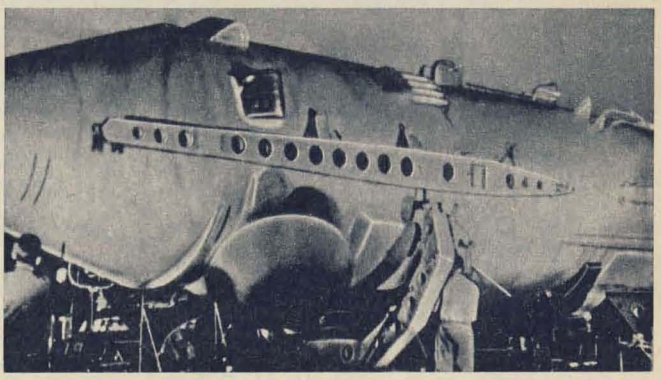
„Jetzt ist es 3.30 Uhr", sagte der Kommandeur, „um 3.45 Uhr lösen Sie für die Kompanie Alarm aus!" Danach drehte er sich um und ging nach draußen, vor die Tür, um die mit dem Alarm verbundenen Aufgaben für die Kompanie noch einmal zu durchdenken. Plötzlich hörte er das schrille Pfeifen des LvD. Warum benutzt er denn nicht die Alarmanlage? dachte der Kommandeur verwundert. Aber dann verschlug es ihm fast die Sprache. „Kompanie – fertigmachen zum Alarm!" hörte er den LvD rufen.

Es war 3.40 Uhr. Der LvD hatte getreu seiner Instruktion, eine Maßnahme jeweils 5 Minuten vorher anzukündigen, gehandelt. So etwas war dem Kommandeur noch nicht vorgekommen. Seitdem erzählt er die Episode gern zur Belehrung neuer Genossen.

Leutnant der Reserve Heinz Österreich

* Läufer vom Dienst (24-Stundendienst)

Raumschiff Woßchod (UdSSR)



Technische Daten:

Verwendung	bemanntes Raumschiff
Besatzung	2 . . . 3 Mann
Körperdurchmesser	Kabine 2,3 m; Raketen-Endstufe 2,95 m;
Länge	mit Endstufe 7,35 m
Umlaufmasse	5500 kg

durchschnittliche Bahndaten (abgerundet):

Bahnneigung	65°
Umlaufzeit	90 min
Perigäum	173 . . . 178 km
Apogäum	408 . . . 498 km
erster Start	12. 10. 1964
bisher gestartet	2

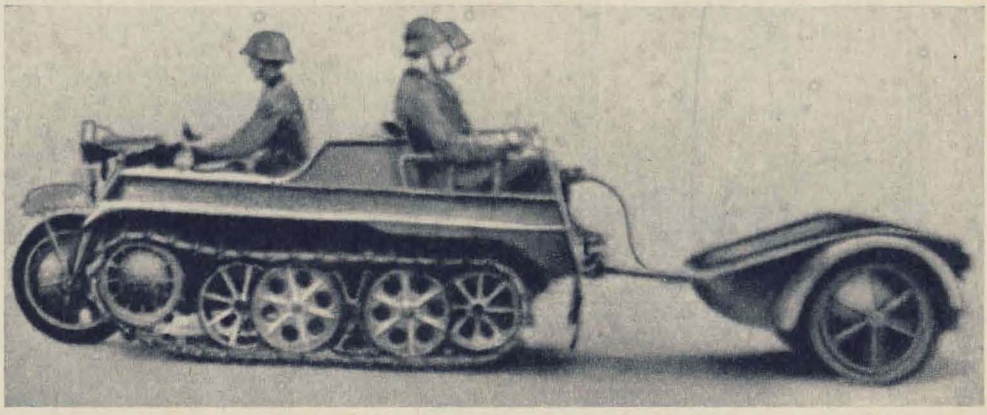
Die mehrsitzigen Woßchod-Raumschiffe waren die Weiterentwicklung der einsitzigen Wostok-Raumfahrzeuge. In ihrer Grundform ähneln sie einander. Mit Woßchod 1 wurde der erste Drei-Mann-Flug ausgeführt. Woßchod 2 besaß anstelle des dritten Sitzes eine Luftschleuse für den Ausstieg eines Kosmonauten in den freien Weltraum. Am 18. 3. 1965 unternahm A. Leonow den ersten Ausstieg in der Geschichte der bemannten Raumfahrt.

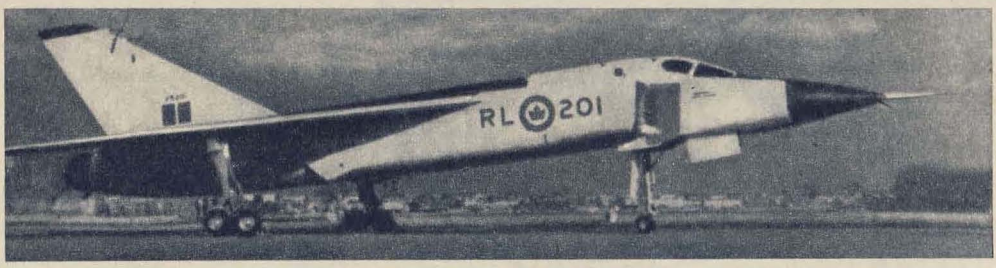
Kettenkrad HK 101 Sonder-Kfz. 2 (Deutschland)

Taktisch-technische Daten:

Masse	1,23 t
Länge	3000 mm
Breite	1000 mm
Höhe	1200 mm
Geschwindigkeit	
– Straße	80 km/h
– Gelände	61,5 km/h
Fahrbereich	250 km
Steigfähigkeit	24 Grad
Watfähigkeit	440 mm
Motor	Opel-Olympia 1.51-Otto, 38 PS
Besatzung	3 Mann

Das Kettenkrad wurde von 1940–1944 bei NSU in Neckarsulm gebaut. Insgesamt sind 8000 Stück gefertigt worden. Das Fahrzeug eignete sich gut zur Überwindung schwerer Böden. Die Besatzung war völlig ungeschützt.



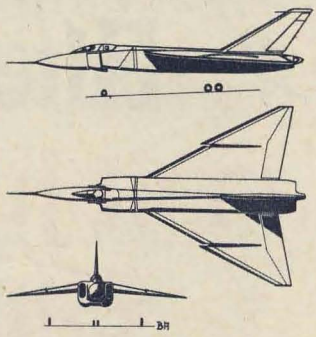


Avro CF – 105 „Arrow" (Kanada)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	15,25 m
Länge	23,73 m
Höhe	6,48 m
Startmasse	34 000 kg
Höchstgeschwindigk.	2400 km/h in 12000 m Höhe
Steigleistung	18000 m/3,5 min
Reichweite	2200 km
Gipfelhöhe	19200 m
Triebwerk	2 × Pratt u. Whitney J-35, je 10650 kp mit Nachbrenner
Bewaffnung	6 Hughes „Falcon"-Jagdraketen
Besatzung	2 Mann

Die „Arrow", ein schweres Abfangjagdflugzeug und eine eigenständige kanadische Entwicklung, war ab 1957 für die Luftverteidigung des Landes vorgesehen. Zu einer Serienproduktion des als sehr modern anzusehenden Flugzeuges kam es jedoch nicht.

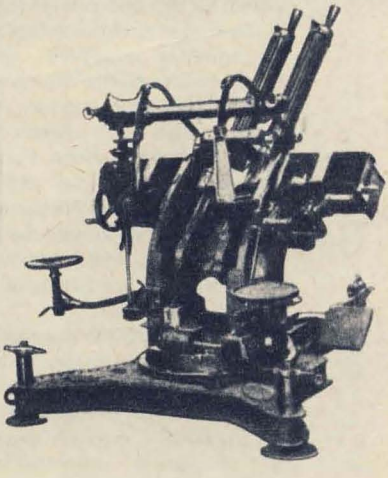


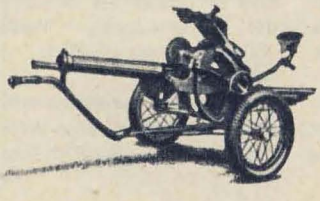
Schweres Fla-MG „Vickers-Armstrong" 1937 (England)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	12,7 mm
Anfangsgeschwindigkeit (V_0)	900 m/s
Masse d. Geschoss.	44,7 g
Masse der Patrone	135,0 g
Richtbereich – Seite	360°
– Höhe	—5° + 90°
Feuergeschwindigk.	350 Schuß/min
Masse in Marschlage	350,0 kg
Masse mit Dreibeinlafette	283,0 kg
Masse einschl. Wasserfüllung	53,8 kg
Zünderlaufzeit	3 s auf 1500 m
Schußweite	3000 m
Bedienung	3 Mann

Das wassergekühlte schwere Fla-MG wurde auch als Zwilling eingesetzt, jedoch vergrößerte sich dabei die Eigenmasse erheblich. Es wurden L-Spur, Panzer- und Brandgeschosse verwandet. Die Patronenzuführung erfolgte mittels Gurt. Die Bilder zeigen das einfache MG in Marschlage und die Zwillingswaffe in Feuerstellung.





Alter Sport mit jungem Blut

Radikale Verjüngungskur für die olympische Disziplin Ringen? Traditionen, Regeln und Perspektiven

Eine Betrachtung von Hans-Georg Anders

Für den einen Sportart unter vielen; für den anderen Inbegriff fairen, harten und dramatischen Zweikampfes um Welt- und Europameisterschafts-Medaillen. Für das eine Land sorgsam gehegte und gepflegte olympische Disziplin ohne jegliche Publikumsresonanz; für das andere echter Volkssport mit Zuschauerzahlen, die in die Zehntausende gehen: Ringen, alte, traditionsreiche Sportart am Scheideweg moderner Entwicklung.

Tag für Tag 30000 Zuschauer bei den Weltmeisterschaften 1971 im historischen Fußballkessel des Sofioter Wassil-Lewski-Stadions – eine für unsere Breiten schier unvorstellbare Zahl. Dreißigtausend Begeisterte, dreißigtausend Fachleute, mit jeder Entscheidung, jeder Punktwertung, jedem Griff bestens vertraut – sie bewiesen, daß der Ringkampfsport mit seinen beiden Disziplinen Freistil und klassischer Stil lebensfähig und beliebt geblieben ist; über lange Jahrzehnte hinweg und trotz aller Probleme, mit denen sich der internationale Verband (FILA) augenblicklich beschäftigt.

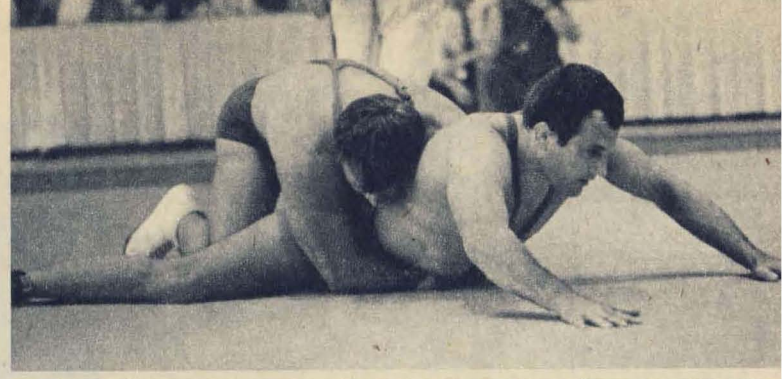
Unter den Sportwissenschaftlern und Forschern in aller Welt ist noch immer der Streit im Gange, welcher olympischen Sportart eigentlich die Ehre zukommt, die älteste der Sportgeschichte genannt zu werden. Ein Streit um des Kaisers Bart, denn wahrscheinlich wird man sich nie endgültig und unanfechtbar festlegen können.

Auf alle Fälle gehört das Ringen zu den Veteranen, sowohl in der Antike als auch in der Neuzeit. 5000 Jahre alt sind ägyptische Zeichnungen, die Szenen eines

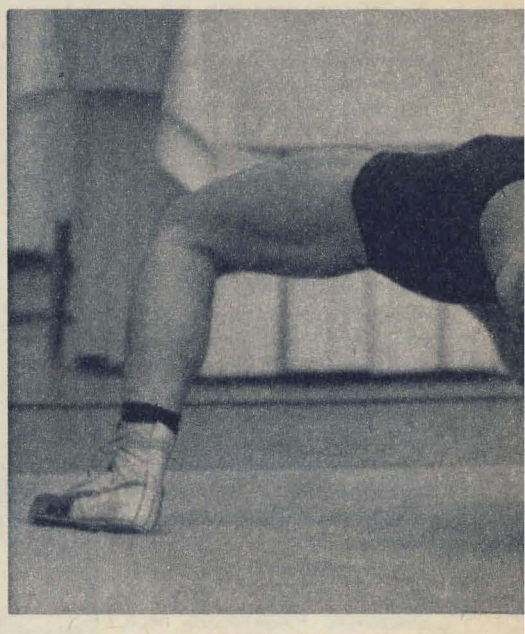
Ringkampfes darstellen. Auf ein Alter von 3000 Jahren schätzt man die Kunde, die von einem „Tag des Ringens" in China berichtet. Und schließlich überlieferte die Chronik, daß der Ringkampfsport 708 v. u. Z. Eingang in das Programm der Olympischen Spiele des Altertums fand. Er wurde Kernstück der Vielseitigkeitsprüfung Pentathlon; die beiden bestplazierten Athleten trugen nach vier Disziplinen einen Ringkampf aus, um auf diese Art den Gesamtsieger zu ermitteln.

Die Spur des Ringkampfsports verlor sich in den folgenden Jahrhunderten, sie konnte erst ausgangs des 19. Jahrhunderts wieder mit Sicherheit aufgenommen werden. Französische Studenten und Jahrmarktsringer brachten ihn als Vorläufer des klassischen Ringkampfes nach Deutschland; Jahrzehnte später folgte eine Abart, das Freistilringen, aus England nach. Mit den Regeln allerdings nahm man es noch nicht allzu genau; sie blieben vielfach dem Veranstalter überlassen, der sich die günstigsten für seine Favoriten aussuchte. Unter diesen Vorzeichen stand auch die olympische Wiedergeburt 1896 in Athen. Es gab keine Gewichtsklassen, keine Zeitbegrenzung, keinen exakt abgefaßten Katalog über erlaubte oder unerlaubte Griffe. Und der Sieg des deutschen *Turners* Karl Schumann unterstreicht diese Charakteristika eines Provisoriums.

Dennoch – der Ringkampfsport hatte sich seinen festen olympischen Platz erobert und gab ihn



Bisher erfolgreichster Ringer der DDR im klassischen Stil ist Kapitänleutnant Lothar Metz vom ASK Vorwärts Rostock. Jetzt nimmt er Kurs auf seine vierte Olympiateilnahme – eine großartige Leistung.



„Drücken, drücken!" schreien die Zuschauer. Und Heinz-Helmut Wehling drückt seinen Gegner aus der Brücke auf die Schultern. Der Europameistertitel 1970 war der erste ganz große Erfolg des jungen ASK-Ringers.

– mit einer Unterbrechung im Jahr 1900 – bis in unsere Tage nicht mehr ab.

Man spricht heute in internationalen Ringerkreisen sehr oft und sehr gern über das Regelwerk, häufiger als in anderen Fachverbänden. Aber damit blieb man eigentlich nur einer Tradition treu, die als Kuriosum vermerkt sei. Zwar gab es seit dem 27. Juni 1921 einen internationalen Ringer-Dachverband IAWF („International Amateur Wrestling Federation", 1954 in FILA, „Federation Internationale de Lutte Amateur", umbenannt), zwar trug man schon im gleichen Jahr die ersten Weltmeisterschaften und 1925 die ersten europäischen Titelkämpfe aus – ein festes Regelwerk aber gab es noch immer nicht. Mündlich fixierte Bestimmungen wurden je nach den örtlichen Gegebenheiten angewandt, jeder Landesverband versuchte, seine sportlichen Wettkampfgesetze in den Vordergrund des internationalen Geschehens zu schieben. Und so unwahrscheinlich es auch klingen mag: Erst 1936 lagen die Wettkampfbestimmungen schriftlich vor, erst 1937 gingen sie allen Mitgliedsverbänden zu.

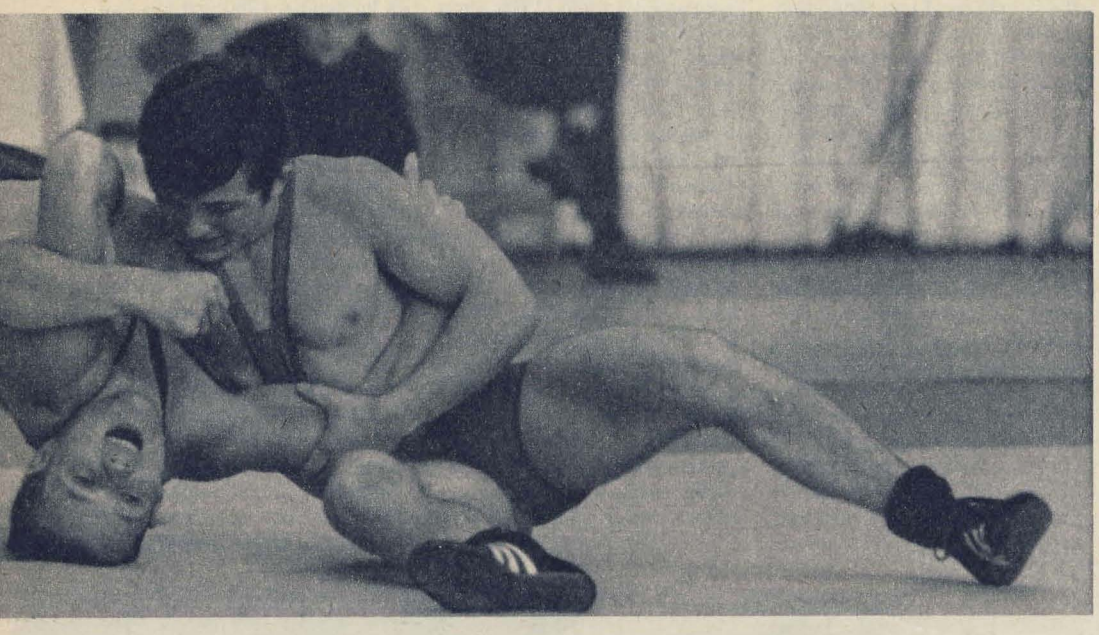
Man hat seit jener Zeit nie aufgehört, über diese Bestimmungen zu diskutieren, und auch heute sind die Dinge im Fluß, obwohl sich das Regelwerk selbstverständlich weitgehend stabilisiert hat.

Es besagt, in kurzen Worten, folgendes: Die Wettkampfzeit beträgt dreimal drei Minuten effektiver Kampfzeit mit jeweils einer Minute Pause. Für jede Schulterniederlage erhält der Aktive vier Minuspunkte angekreidet (der Sieger null), für jede Punktniederlage 3,5 oder drei (je nach der Höhe der Niederlage; der Sieger wird mit 0,5 oder einem Punkt „bedacht"), und für jedes Unentschieden gibt es 2,5 (wenn es keine erfolgreich technische Aktion gab) oder zwei Punkte für beide. Jeder Aktive, der sechs Minuspunkte auf seinem Konto hat, scheidet aus dem weiteren Wettbewerb aus. Ein bißchen kompliziert das Ganze und in einigen Fällen durchaus anfechtbar.

Die Weltmeisterschaften 1971 lieferten das dazugehörige Anschauungsmaterial . . .

In der fünften Runde des Freistil-Titelkampfes im Weltergewicht ergab sich folgende Konstellation: Fünf Aktive waren noch im Rennen; vier von ihnen, jeweils mit 5 oder 5,5 Punkten belastet, mußten auf die Matten. Der fünfte, Alexandr Gussow (UdSSR), hatte, bedingt durch die Auslosung zu Beginn des Wettbewerbs, ein Freilos. Er saß auf der Tribüne – und schaute zu, wie sich seine Konkurrenten gegenseitig aus dem Turnier warfen. Denn ein Punktsieg half selbst jenem Mann nichts mehr, der fünf Minuszähler auf dem Konto hatte. Nach der Urteilsverkündung waren es sechs – und aus war der Traum vom Titelgewinn. Ein Freilos bescherte Alexandr Gussow den Titel, für den er am Montag, dem 30. August 1971, dem Tag des Freistil-Finales, keinen Finger mehr zu rühren brauchte.

Ein zweites Beispiel: Der bulgarische Halbschwergewichtler Petrow ging mit dem besten Punktstand in das Freistil-Finale seiner Gewichtsklasse. Ihm genügte ein Unentschieden, in welcher Form auch immer, und er arbeitete von der ersten Sekunde an darauf hin. Schieben, drücken, das Andeuten einiger Aktionen – die erste Verwarnung für die beiden Finalisten wegen



Passivität, die zweite und schließlich die dritte. Das bedeutet Unentschieden durch Disqualifikation beider Kämpfer, aber den Weltmeistertitel für den Einheimischen. Eine taktische Variante, die das Regelwerk zuläßt.

Beim Werner-Seelenbinder-Turnier in Leipzig 1971 gab es gleich eine ganze Reihe solcher Entscheidungen; sie stehen innerhalb sportlicher Legalität, aber sie rufen einen schalen Geschmack auf der Zunge hervor. Disqualifikation als Mittel zum Sieg – in welcher anderen Sportart wäre das denkbar . . . ?

Und schließlich der dritte Fall, theoretisch dargestellt: Auf Grund der Bestimmung vom Ausscheiden eines Sportlers bei sechs Fehlerpunkten kann es durchaus vorkommen, daß ein Punktsieger in den vorentscheidenden Wettkampfrunden seine Sachen packen muß, während sein von ihm bezwungener Konkurrent trotz der Niederlage Medaillengewinner und oft sogar Titelträger wird.

Auch diese Frage beschäftigt die Experten, ohne daß sie im Moment zu sagen wissen, wie sie das Problem lösen können.

Milan Erzegan, der jugoslawische Präsident der FILA, der den 1971 verstorbenen Franzosen Roger Coulon in dieser Funktion ablöste, äußert sich dazu: „Wenn wir uns erfolgreich gegenüber den anderen olympischen Sportarten behaupten wollen, müssen wir das Ringen dynamischer und attraktiver machen. Wir dürfen keine klassische Sportart im althergebrachten Sinne bleiben."

Aber wie? Bis zum 1. März 1972 kann jeder Landesverband Vorschläge für Regeländerungen unterbreiten; auf dem Kongreß während der Olympischen Spiele in München wird darüber beraten und entschieden.

Das aber heißt nichts anderes, als daß bis einschließlich des olympischen Turniers 1972 alles beim alten bleibt. Alles beim alten – das dürfte auch das internationale Kräfteverhältnis einschließen.

Denn darüber sind sich die Fachleute völlig einig: Wer bei den Weltmeisterschaften 1971 in Sofia nicht zur Spitzengruppe des internationalen Ringkampfsports gehörte, wird auch bei den Olympischen Spielen kaum eine Chance auf eine Medaille geltend machen können. Und obwohl Ringen eine Einzelsportart ist, kann man doch Pauschalurteile fällen: Die UdSSR und Bulgarien bestimmen augenblicklich ziemlich eindeutig das internationale Wettkampfgeschehen. Bei den Klassikern – den Männern, die ihre Griffe nur vom Kopf bis zur Gürtellinie ansetzen dürfen – ist die UdSSR um eine Nasenlänge voraus, bei den Freistilakteuren, die auch die Beine für ihre Würfe und Griffe zu Hilfe nehmen dürfen, hat Bulgarien ein ganz leichtes Übergewicht. Die Stärke dieser beiden Vertretungen liegt vor allem in ihrer Ausgeglichenheit und in ihren Möglichkeiten, für jeden nicht einsatzbereiten Ringer sofort gleichstarken Ersatz stellen zu können.

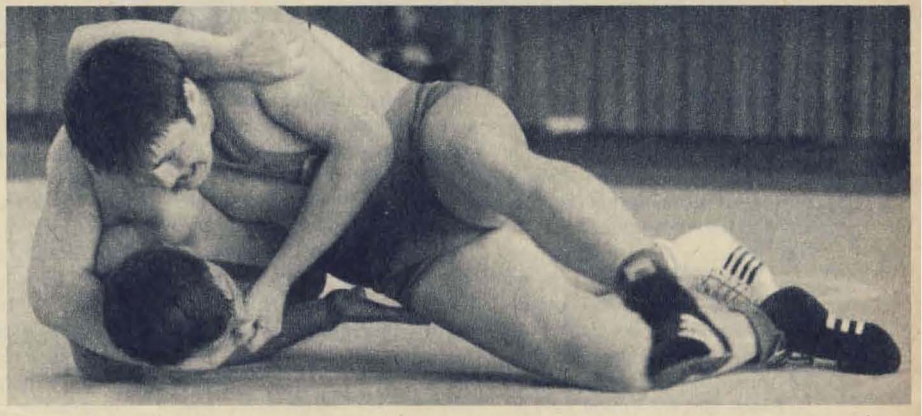
Wer noch ist in dieser beneidenswerten Lage? Die beiden eng befreundeten, auf der Matte aber Jahr für Jahr hart rivalisierenden Verbände haben es am besten verstanden, den Idealtyp des modernen Ringers herauszubilden: einen technisch hervorragend ausgebildeten, geschmeidigen Mann, der die notwendige Portion Intelligenz mitbringt, um sich auf jede neue Situation taktisch einzustellen, und der auch über die erforderliche Kon-

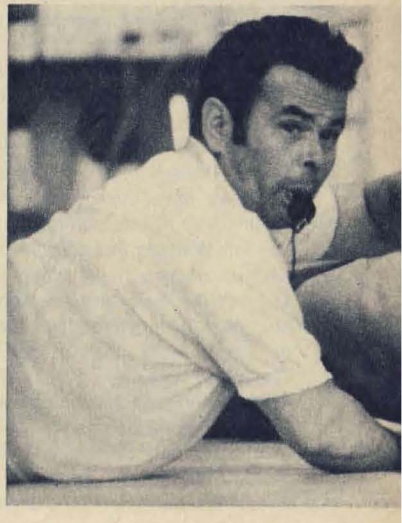
dition verfügt. Denn Kondition ist heutzutage immer stärker gefragt. Die Teilnehmerzahlen – in Sofia waren es 41 Landesverbände – steigen genauso schnell und rapide wie die Zahl der Mitgliedsländer der FILA, die bereits heute einer der größten internationalen Föderationen ist. Und das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß ein Aktiver im ungünstigsten Fall an einem einzigen Wettkampftag fünfmal auf die Matte muß. Lothar Metz mußte es in Sofia – und das bei glühender Sommersonne und Temperaturen von etwa 33 Grad im Schatten!

Die ersten sechs einer jeden Gewichtsklasse sind die Favoriten für Olympia 1972 – die Meinung ist einstimmig. Zu ihnen gehören, wie gesagt, Bulgaren und sowjetische Sportler, aber auch eine ganze Schar von großen Einzelgängern. Sie kommen aus Japan, aus der Türkei, aus Ungarn, Rumänien, Schweden, Jugoslawien, dem Iran und – aus unserer Republik. Herausragende Persönlichkeiten in einem ansonsten schwächeren Kollektiv. Der Deutsche Ringer-Verband der DDR spielt in diesem Konzert der Einzelgänger nicht die schlechteste Rolle. Auch wenn uns noch immer ein Weltmeistertitel fehlt – insgesamt vier zweite Plätze stehen bisher zu Buche –, so gab es doch mit zwei Olympiasiegen (1968 Lothar Metz und Rudolf Vesper) und vier Europameistertiteln (1966 Klaus Pohl, 1970 Horst Stottmeister, Klaus-Peter Göpfert und Heinz-Helmut Wehling) eine bislang recht erfreuliche Bilanz. Denn bei all diesen Werturteilen muß man die relativ schmale Basis unseres Verbandes in Rechnung stellen.

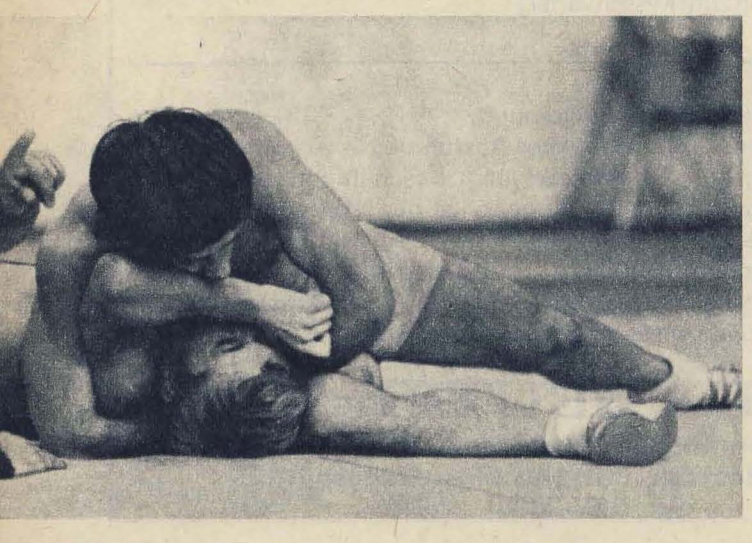
An diesen Erfolgen, die sich aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen vorwiegend im klassischen Stil einstellten (Horst Stottmeister vom SC Leipzig ist die bisher einzige Ausnahme im Freistil), ist der ASK Vorwärts Rostock entscheidend beteiligt. Mit seinen zwei Altmeistern Lothar Metz, der 1972 seine vierte Olympia-Teilnahme ansteuert, und Rudolf Vesper holte Trainer Heinz-Joachim Schulz in Mexiko-Stadt den bisher größten Ringer-Triumph für unsere Republik; in Berlin setzte er diese Reihe mit dem Europameistertitel für seinen damals 19jährigen Schützling Heinz-Helmut Wehling fort, und in Sofia bei den Weltmeisterschaften präsentierte er neben Metz und Wehling mit dem Superschwergewichtler Franz Labjon erneut einen Nachwuchsmann aus seinen Reihen. Das „Unternehmen Weltmeisterschaften" ging für den ASK Vorwärts Rostock ein wenig schief. Lothar Metz holte sich zwar, und die meisten der Experten hatten damit gerechnet, seine Medaille. Aber Heinz-Helmut Wehling, geboren am 8. September 1950 und aus Bad Frankenhausen nach Rostock gekommen, belegte nur Platz sechs, während der drei Monate jüngere Franz Labjon bereits in der Vorrunde nach zwei Niederlagen ausschied. Franz Labjon fehlte einfach noch die Erfahrung, Heinz-Helmut Wehling war nicht in allerbester Form.

Und noch etwas: Wer sich die Klassiker des ASK über längere Wochen hinweg aufmerksam anschaut, muß ihnen eine hervorragende technische Ausbildung und gute konditionelle Voraussetzungen bescheinigen. Aber sie alle sind Meister des Konterns, der Gegenattacken nach Angriffen des Kontrahenten – und deswegen schlittern sie in fast jedem Kampf haarscharf an



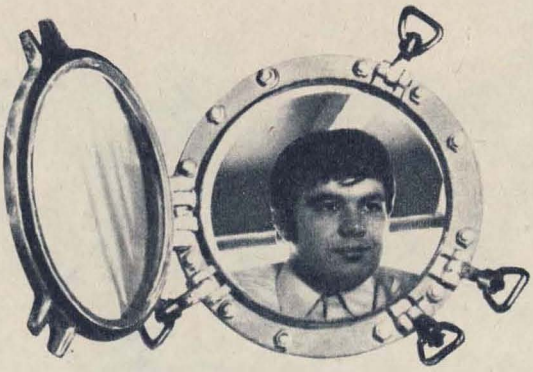


Begeisterung über blitzschnelle Würfe, über Schultersiege auch in Berlin, wenn auch Zuschauerzahlen von 30000, wie in Sofia, für unsere Ringer nur ein Traum sind.



einer Disqualifikation wegen Passivität vorbei.

Auch wenn man berücksichtigt, daß es angesichts der immer ausgeglicheneren Weltspitzenklasse schwer ist, erfolgreiche Aktionen – vor allem im klassischen Stil – zu starten: Ein Mann wie Wiktor Igumenow (UdSSR), den Fachleute als den derzeit besten Klassiker der Welt bezeichnen, wies nach, daß man alles beherrschen muß, um seinen Titel erfolgreich zu verteidigen. Vor allem dann, wenn die Trauben so hoch hängen, wie sie in München hängen dürften. Denn die Weltmeisterschaften von Sofia waren nur ein Vorgeschmack . . .



ein schwimmender Arbeitsplatz...

auf Tankern, Erz- und Fruchtschiffen des VEB DEUTFRACHT
Einsatzgebiete: Alle Meere

Wir suchen Ihre Mitarbeit als:

- **Techn. Offizier**
- **Decksmann**
- **Motorenhelfer**
- **Steward** (Facharbeiter Kellner)
- **Heizer** (mit Prüfung zum Kesselwärter)

Wichtig für die Bewerbung:
Lebenslauf in doppelter Ausführung – Angaben über Tätigkeit, Arbeitsstelle und Beschäftigungsdauer – Zeugnisabschrift – Angehörige der NVA sowie Lehrlinge reichen ihre Unterlagen 5–6 Monate vor Beendigung der Dienst- bzw. Lehrzeit ein – Ingenieure für Allgemeiner Maschinenbau, Schiffsmaschinen, Kraftwerksanlagen fordern Sonderprospekte an.

VEB DEUTFRACHT
Internationale Befrachtung und Reederei
25 Rostock, PSF 142, Einstellungsbüro E

„MIT MODERNEN SCHIFFEN AUF FERNEN MEEREN"

Tausende Meilen vom Heimathafen Rostock entfernt ringen Offiziere und Mannschaften an Bord der Fangflotte des VEB Fischkombinat Rostock im sozialistischen Wettbewerb um hohe Leistungen und Wissen,

HOCHSEEFISCHER IST EIN SCHÖNER, HARTER UND REIZVOLLER BERUF MIT GROSSER PERSPEKTIVE

An Deck, unmittelbar beim Fischfang, bei der Verarbeitung des Fisches mit Hilfe moderner Verarbeitungsmaschinen, im Maschinenraum und in der Kombüse, gibt es Einsatzmöglichkeiten, die sicher auch Ihren Neigungen und Interessen entsprechen. Die Dienstzeit bei der NVA wird entsprechend der Verordnung über die Förderung der aus dem aktiven Wehrdienst entlassenen Angehörigen der NVA vom Dezember 1966 als Betriebszugehörigkeit zum VEB Fischkombinat Rostock angerechnet.

Für bei der Volksmarine erworbene Berechtigungsscheine und Befähigungszeugnisse während der Seefahrtszeit erteilt das Seefahrtsamt der DDR entsprechende Qualifikationsnachweise für die Hochseefischerei, wenn die in der erwähnten Förderungsverordnung und den Durchführungsbestimmungen festgelegten Erfordernisse erfüllt sind.

Bei Zusendung einer Bewerbung mit einem ausführlichen Lebenslauf erhalten Sie die notwendigen Unterlagen sowie Informationsmaterial über Verdienst, Vergünstigungen usw.

Da die Bearbeitung der Bewerbungsunterlagen etwa 12 Wochen dauert, bitten wir Sie, Ihre Bewerbung mindestens 4 Monate vor beabsichtigter Tätigkeitsaufnahme an uns zu richten.

INFORMIEREN SIE SICH!

Unsere Anschrift:

VEB FISCHKOMBINAT ROSTOCK

Personalbüro
251 Rostock 5

DDR

UNSER VATERLAND

Aus unserer Garnisonstadt

NEUBRANDENBURG

Neues und Interessantes aus der wachsenden Bezirksstadt berichten zu können, zog ich aus, und glücklich kam ich hin.

Als ich mir am Bahnhofskiosk das „Neue Deutschland" kaufte, ahnte ich noch nicht, daß mir meine Zeitung die erste Begegnung mit Sowjetkarelien vermitteln würde. Ich wußte nicht, daß irgendwo zwischen dem Ladogasee und dem Weißen Meer, also an der Grenze der Sowjetunion zu Finnland, die Bäume gefällt werden, die das A sind für das O des Papiers, das in Berlin durch die Offsetmaschinen rollt. 35 000 Tonnen des begehrten Produkts bezog die DDR 1971 aus Karelien.

Jedes dritte Stück Papier, das in der Sowjetunion geschöpft wird, kommt aus dem karelischen Wald. Dies wissend, vermisse ich auch nicht mehr die weltberühmte russische Birke im karelischen Wappen. Nur jeder zehnte Baum treibt dort Maiengrün oder wird zum Furnier für die Möbeltischler.

Gewiß ist auch mancher Brief, der in Neubrandenburg für den Freund in der karelischen Hauptstadt Petrosawodsk aufgegeben wird, auf karelischen Bögen geschrieben.

Petrosawodsk und Neubrandenburg sind zwei Schwesternstädte wie Moskau und Berlin, Leipzig und Kiew.

Im Pionierlager „Klim Woroschilow" unweit von Templin tauschen die Lenin-Pioniere aus Karelien ihre roten Halstücher gegen die blauen der Thälmann-Pioniere.

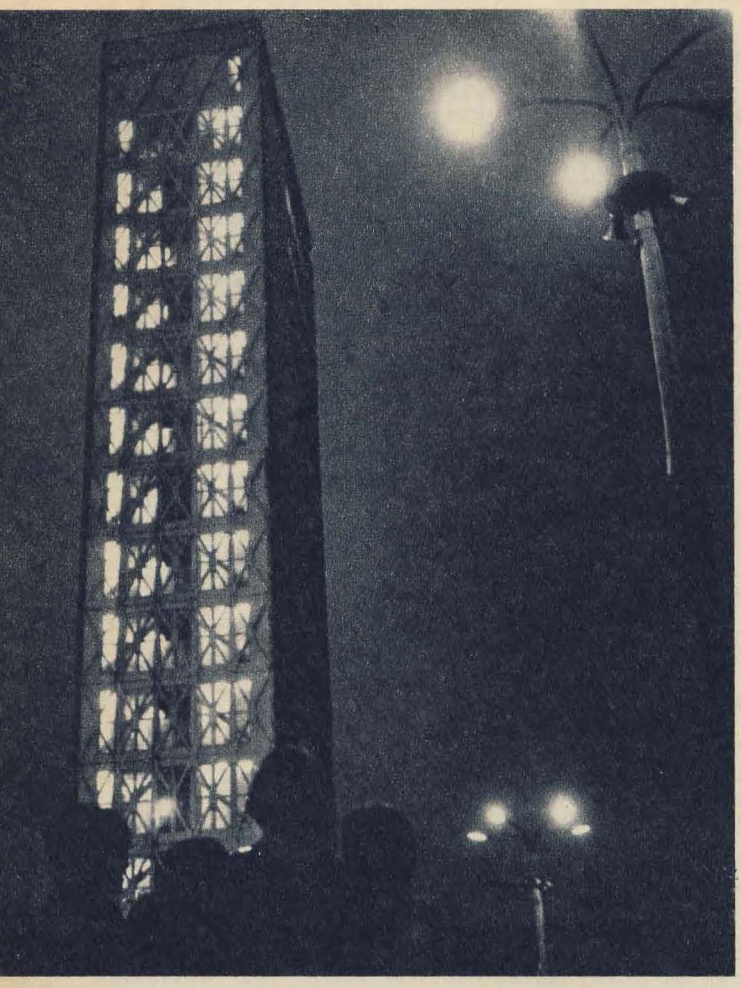
Auf der Messe der Meister von Morgen in Neubrandenburg beweisen karelische Komsomolzen ihr technisches Schöpfertum. Ihre Ausstellungsstücke verbleiben in den Berufsschulen des Bezirkes.

Die landwirtschaftliche Kooperation Dedelow, die Rindermastanlage Ferdinandshof und die Klockower Schafintensivhaltung sind für die Gäste aus Karelien wohlbekannte Konsultationsorte. Hier kann man Erfahrungen sammeln und austauschen, Freundschaften knüpfen. Dann fährt man auch gemeinsam nach Alt-Schwerin. Das mecklenburgische Freiluftmuseum ist einfach dazu angetan, um zu sehen, wie sich Mecklenburg in ein modernes Agrargebiet verwandelt hat.

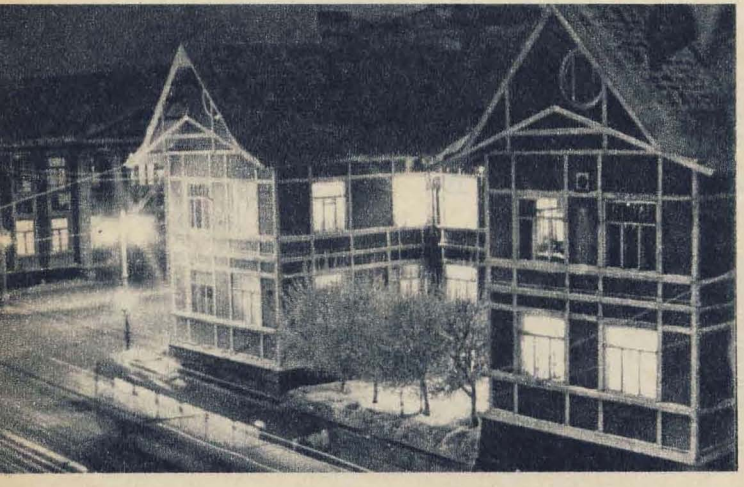
Die Karelische Autonome Sozialistische Sowjetrepublik gilt als ein Sibirien im Kleinen und waldreich ist der Bezirk Neubrandenburg auch. Die Maßstäbe allerdings sind andere. Immerhin ist Karelien anderthalbmal so groß wie die ganze DDR. Aber das tut der Zusammenarbeit keinen Abbruch.

Genosse Iwan Iljitsch Senkin, der Erste Sekretär des Gebietskomitees der KPdSU in Petrosawodsk, beschäftigte sich bei uns während seines diesjährigen Besuches intensiv mit der Nutzung des Aufforstungsholzes für die Spanplattenerzeugung. Er konnte seinerseits ein modernes Mehrzweckfahrzeug vorweisen. Dieser Amphibientraktor aus dem Petrosawodsker Traktorenwerk fürchtet nicht Wasser noch Eis noch Morast. Er holt das lange Holz aus dem unwirtlichsten Wald.

Das Band der Freundschaft wird aus unzähligen Fäden zusammengefügt. Die Volkskunst zählt



Das „Haus der Kultur" in Neubrandenburg



Der Leninprospekt in Petrosawodsk

auch dazu. Johann Arndt und das „Quintett 67", die Artistengruppe Altentreptow und weitere Solisten werden in Karelien gastieren. Das sowjetische Land der tausend Seen wird seine Laienkünstler in den Müritzlandstrich entsenden. Gesungene Kindergrüße zum Beispiel.

Natürlich fahren auch aus unserem Bezirk nicht nur Laienkünstler in das befreundete Gebiet. Als Genosse Senkin während seines kürzlichen Besuches auch die Baustelle Neubrandenburg-Ost besuchte, konnte ihn dort der Baubrigadier Roland Schmidt mit den Worten empfangen: „Als ich vor einem Jahr, im Juni 1970, nach Karelien fuhr, hatten wir gerade mit dem ersten Block begonnen. Heute", und Stolz stand in seinem Gesicht, „aber schaut Euch doch selbst um. Mehr als ein halbes Tausend Familien haben ihre neuen Wohnungen bereits bezogen." Und Genosse Senkin erwiderte: „Wir zweifeln nicht daran, daß die Werktätigen des Bezirks alles tun, um ihre großen Aufgaben zu erfüllen."

Immer enger werden die Bande zwischen der Karelischen ASSR und dem Bezirk Neubrandenburg. Besonders herzlich sind sie stets dort, wo sich die Kommunisten begegnen und ihre Erfahrungen austauschen. Bei seinem jüngsten Besuch in Neubrandenburg nahm Genosse Senkin auch an einer Parteiaktivtagung der SED-Bezirksleitung teil. Er ergriff dort das Wort und berichtete, wie die Kommunisten Kareliens die Beschlüsse des XXIV. Parteitages der KPdSU zu Taten werden lassen.

Zweifellos – die Zusammenarbeit zwischen unseren beiden Bruderparteien ist das Herzstück der Freundschaft zwischen Petrosawodsk und Neubrandenburg . . .

Um Neues aus der Stadt der vier Tore berichten zu können, habe ich sie besucht. Ich denke, ich habe vieles davon gefunden.

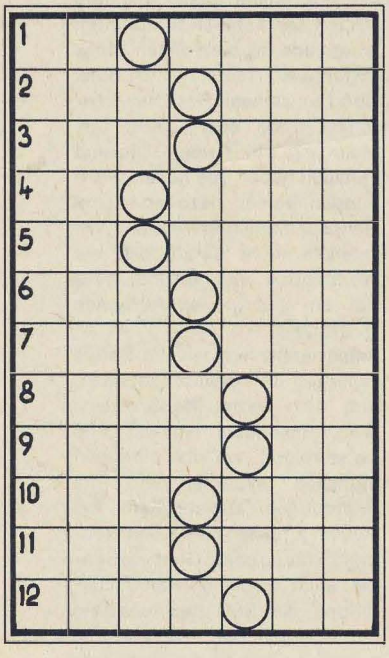
Rolf-Peter Bernhard

FÜLLRÄTSEL

Es sind 12 waagerechte Wörter zu bilden.

1. Abschnitt eines Buches, 2. Rückstand bei der Zuckergewinnung, 3. Kreisstadt im Bezirk Magdeburg, 4. Oper von Peter Tschaikowski, 5. Bergbauangestellter, 6. Fisch, 7. lyrisches Chorwerk, 8. Teil des Dachstuhls, 9. menschenähnliche Wurzel, 10. nordamerikanischer Pelztierjäger, 11. männlicher Vorname, 12. Wandgestell.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der Kreisfelder – von oben nach unten gelesen – eine Waffengattung der Landstreitkräfte.



KREUZGITTER

1. deutsche Spielkarte, 2. Staat der USA, 3. Zeichengerät, 4. Beruhigungsmittel, 5. Getreidebündel, 6. allgemeiner kultureller Verfall, 7. Lebewesen, 8. Wohnungsinhaber, 9. offener Schiffsankerplatz, 10. Unterkruste der Erde, 11. Bittermittel, 12. deutscher Dichter und Kulturpolitiker (1891–1958), 13. Destillationsprodukt, 14. lockererer Zustand von Stoffen oder Stoffgemischen, 15. weiblicher Vorname, ~~16.~~ Sinnbild, Wahrzeichen, 17. Modelliermasse, 18. Wandschmuck, 19. Nebengelaß, 20. Atomkerne mit der gleichen Ordnungszahl, ~~21.~~ Haustier der Lappen, 22. Ruhepause, 23. Reitsitz, ~~24.~~ Zuchttier, 25. deutscher Physiker (1879–1955), 26. niederdeutsch: Sumpfgänger, 27. Schwur, 28. Nebenfluß der Donau, ~~29.~~ Stockwerk, 30. Sternblume, 31. Bergkammlinie, ~~32.~~ Lotterieanteil, 33. Versammlungsraum, 34. Rabenvogel, 35. Titelgestalt bei Shakespeare, 36. Schwermetall, 37. Singvogel, 38. Opernlied, 39. Gattung der Blattschneideameisen, 40. Spielführung, 41. unartige Kinder, 42. Niederschlag, 43. Körperteil, 44. Reihe, Folge, 45. Trinkgefäß, 46. Stadt in Ungarn, 47. Bürde, 48. landwirtschaftliches Gerät, 49. Stadt in Saudiarabien, 50. französischer Schriftsteller, 51. Alarmgerät, 52. Staatshaushalt, 53. amerikanische Währungseinheit, 54. Maßeinheit der Monotypesetzmaschine, 55. Geschenk, 56. Sportart, 57. Fluß im Harz, 58. Nebenfluß der Donau, 59. Stadt an der Elbe, 60. westeuropäischer Fluß, 61. Sammlung altisländischer Dichtungen, 62. Wettkampfbeginn, 63. heftiger Wortwechsel.

Auflösung aus Nr. 11

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 3. Akrit, 6. Kimme, 12. Etamin, 14. Atlant, 15. Ries, 16. Agenda, 18. Spur, 21. Erne, 22. Pose, 24. Einem, 27. Oran, 30. Rasen, 31. Turan, 33. Tirol, 34. Strom, 35. Barents, 36. Meter, 37. Rimur, 38. Aster, 39. Elite, 41. Laib, 43. Omega, 46. Rebe, 48. Note, 51. Opal, 42. Tamino, 54. Reim, 56. Steher, 57. Landau, 58. Eklat, 59. Kabel. – **Senkrecht:** 1. Sense, 2. Gabun, 3. Air, 4. Knie, 5. Ilse, 7. Ire, 8. Made, 9. Eta, 10. Samos, 11. Steen, 13. Kanonenboot, 17. Ger, 19. Pistole, 20. Retorte, 22. Palermo, 23. Selenga, 25. Mumie, 26. Kabul, 28. Atta, 29. Nisse, 30. Romeo, 32. Nara, 39. Erbse, 40. Ibsen, 42. Inn, 44. Epode, 45. Alaun, 47. Park, 49. Erna, 50. Eile, 52. Tee, 53. Ida, 55. Mal.

DAS AR-TECHNIK-PORTRÄT

UAW-KREUZER TYP „MOSKWA"

Der UAW-Kreuzer „Moskwa" (Schwesterschiff „Leningrad") stellt einen weiteren Höhepunkt hinsichtlich der Vielseitigkeit und Universalität der modernen sowjetischen Kriegsschiffstypen dar. Die Klassifizierung als UAW-Kreuzer wird durch die Tatsache begründet, daß seine Hauptaufgabe in der U-Boot-Suche, -Verfolgung und -Bekämpfung in weiträumigen Seegebieten besteht. Diese Hauptaufgabe wird vor allem mit Hilfe der an Bord befindlichen Marine-Kampfhubschrauber vom Typ Ka-25 gelöst. Besonders charakterisiert wird dieser Schiffstyp durch das mittschiffs beginnende freie Achterdeck, das als Start- und Landeplatz für die Hubschrauber dient. Die noch oft benutzte Bezeichnung Hubschrauberträger ist zwar nicht falsch, bringt aber nur die halbe Wahrheit über die hervorragenden Kampfeigenschaften dieses Schiffstyps zum Ausdruck. Allein die drei auf dem Vorschiff vorhandenen Zwillings-Raketenstarteinrichtungen für Luftabwehr- und Universalraketen sind Beweis dafür, über welche enorme Feuerkraft dieser Kreuzer verfügt. Wie bereits beim Raketenkreuzer „Warjag" erfolgt hier das Nachladen der Raketenstarteinrichtungen ebenfalls durch automatische Zuführung der Raketen aus den im Vorschiff vorhandenen Magazinen. Neben dieser Raketenbewaffnung sind mehrrohrige reaktive U-Jagd-Raketenwerfer zur Bekämpfung von U-Booten vorhanden. Zur Bekämpfung von Überwasser- und Luftzielen sind beiderseits der Aufbauten je ein Zwillingsturm vollautomatischer Rohrartillerie in Doppellafette installiert. Beide Geschütztürme werden durch spezielle Feuerleiteinrichtungen gesteuert. An dem über dem Schornstein hinausragenden Dreibeingittermast ist eine große Funkmeß-Rundsichtanlage mit großer Reichweite zur See- und Luftraumüberwachung montiert. Die übrigen vor dem Schornstein und oberhalb der Kommandobrücke vorhandenen Antennensysteme dienen als Funkleiteinrichtung für die Lenkung der Raketen. Für die an Bord befindlichen Hubschrauber wurden unterhalb des Start- und Landedecks Hangars eingerichtet. Spezielle Hebeeinrichtungen unterhalb des Schornsteinsockels und des Start- und Landedecks sorgen für den Transport der Hubschrauber an Oberdeck. Das am Heck des Schiffes vorhandene Zwischendeck dient der Aufnahme von Motorbarkassen und anderer Geräte. Die UAW-Kreuzer sind operativen Flottengruppierungen zugeteilt.

1 **Motorbarkassen und andere Geräte**
2 **Start- u. Landedeck für Hubschrauber**
3 **Marine-Kampfhubschrauber vom Typ Ka-25**
4 **Hubschrauberhangars mit Hebeeinrichtungen zum Transport der Hubschrauber vom und zum Start- u. Landedeck**
5 **Funkmeß-Rundsichtanlage mit großer Reichweite für See- u. Luftraumüberwachung**
6 **Funkmeßeinrichtung für die Rundumbeobachtung**
7 **Funkleiteinrichtung für die Steuerung der Raketen**
8 **Zwillingsstartrampen für Luftabwehrraketen; das Nachladen erfolgt in Senkrechtstellung**
9 **Mehrzweckmotorboote**
10 **Magazine für Luftabwehrraketen**
11 **Mehrrohrige reaktive U-Jagd-Raketenwerfer**

UAW-KREUZER TYP „MOSKWA“

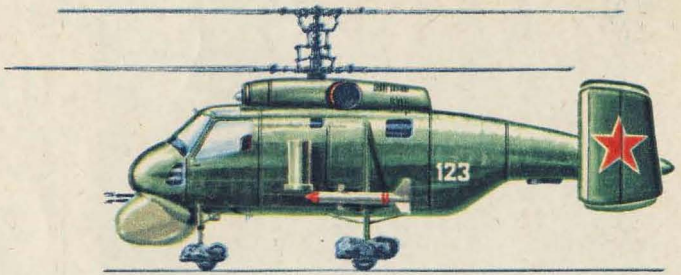
Flagge des Ministers für Verteidigung

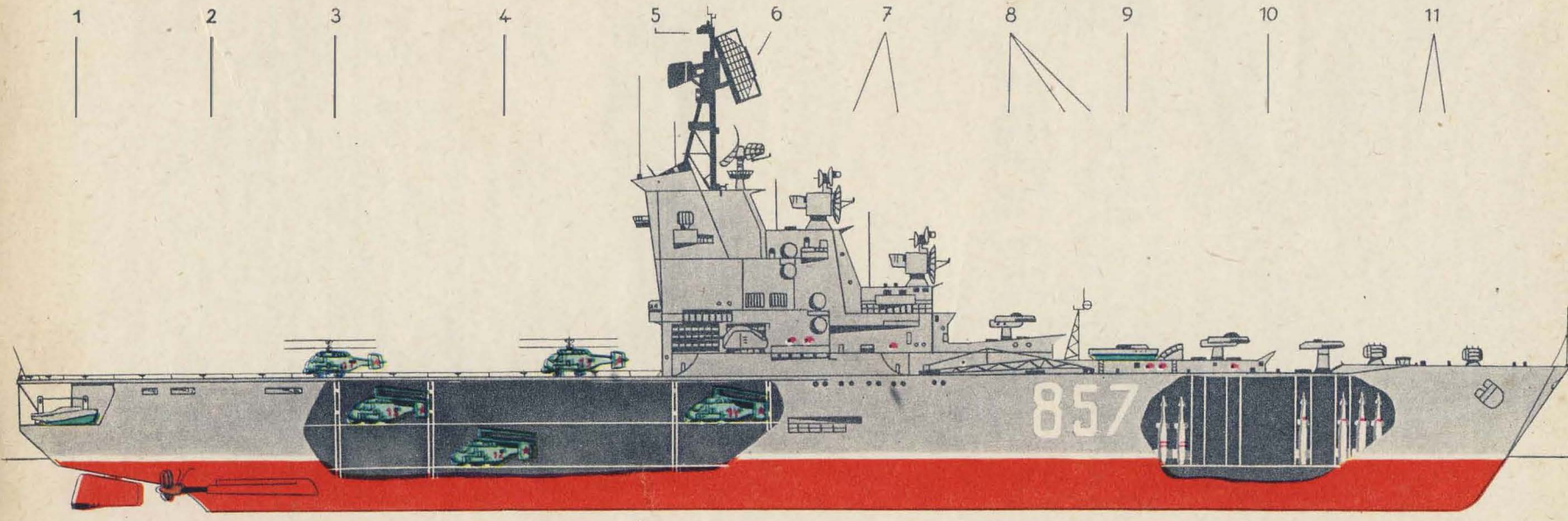
Flagge des Oberbefehlshabers der Seekriegsflotte

Flagge des Befehlshabers einer Flotte

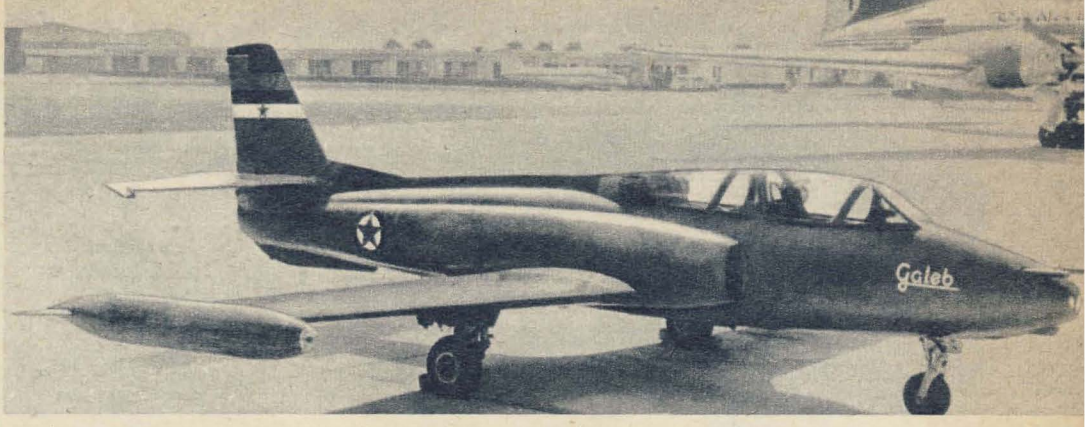
Flagge des Kommandierenden eines Geschwaders

Flagge des Kommandierenden eines Schiffsverbandes





Baller/74



Die TAUBE, die zum FALKEN wurde

Vor zehn Jahren erschien am jugoslawischen Himmel ein neuer Strahltrainer, die „Galeb" („Taube"). Inzwischen hat sich diese Taube „gemausert" – zur „Jastreb" („Falke"), einem Kampfflugzeug. Gebaut werden beide Versionen in den Soko-Flugzeugwerken Mostar, einem wichtigen Ausrüstungsbetrieb für die Luftstreitkräfte der Jugoslawischen Volksarmee, die am 22. Dezember 1971 ihren 30. Jahrestag begeht.
Bei unserer folgenden Wanderung durch die Jastreb-Montagehallen stützen wir uns auf Materialien, die uns die jugoslawische Militärzeitschrift „Front" zur Verfügung stellte.

Triebwerkslärm und Gedröhn begleiten ein Flugzeug auf seinem ganzen luftigen Lebensweg. Unter Donnern und Prasseln kommt es bereits zur Welt.

Da steht beispielsweise mitten in der Fertigungshalle eine gewaltige 5000-t-Hydraulikpresse. Ihre wuchtigen Schläge lassen den Boden erzittern und jedes andere Geräusch in der Umgebung ersterben. Etwa fünfundsiebzig größere Einzelteile der „Jastreb" formen sich unter diesem Riesenhammer.

Sorgfältig werden Rippen, Spanten und schließlich die Bleche der Außenhaut aneinandergefügt. Ungefähr 15000 Niete halten die Beplankung des Flugzeuges zusammen. Und da die erste Entscheidung darüber, ob die vorgesehenen Flugeigenschaften erreicht und die notwendigen Sicherheitsfaktoren eingehalten werden, praktisch schon beim Nieten fällt, liegt diese verantwortungsvolle Arbeit in den Händen erfahrener Meister. Gesondert entstehen die Tragflächen und die Rümpfe.

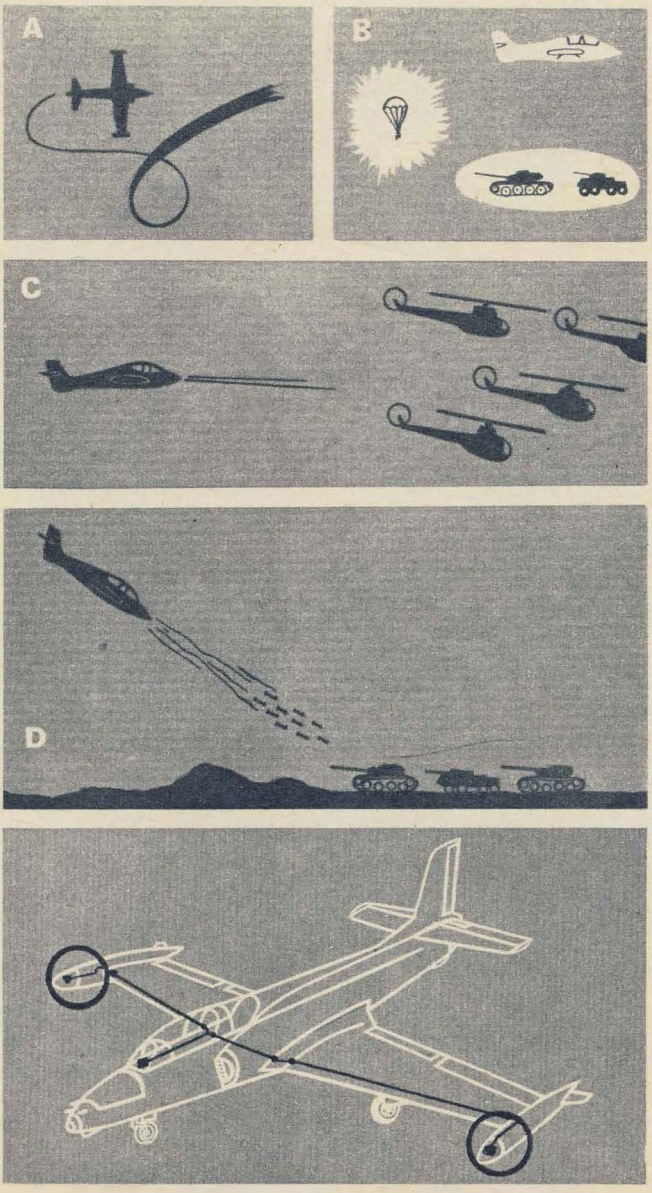
Vor und unter den Montageluken der bereits fertigen Teile hocken dann Mechaniker und installieren die vielfältigen Geräte und Instrumente. Auch hier darf es keine Fehler geben. Das ist übrigens der Grund, weshalb für die gesamte Montageabteilung eine Festlegung gilt, die man woanders wohl kaum findet: Es wird nicht nach Normen gearbeitet. Sorgfalt und Sicherheit gehen vor Schnelligkeit – was allerdings nicht heißt, daß irgendwo gefaulenzt werden könnte. Der jeder gut organisierten Serienfertigung innewohnende Produktionsrhythmus zwingt von sich aus zu ausgewogenem Zusammenspiel der Monteure und Mechaniker, erfordert gute kollektive Arbeit.

Nach unzähligen, für den Laien schwer über-

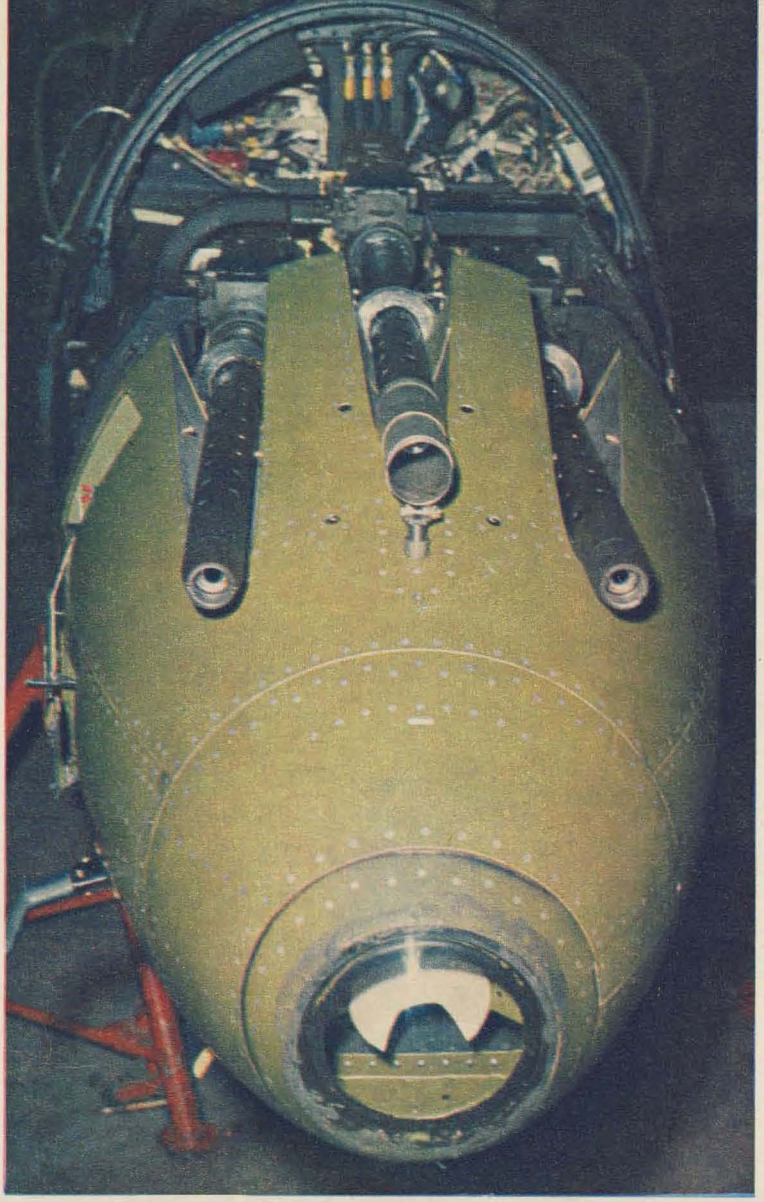
schaubaren einzelnen Arbeitsgängen fügen sich nach und nach, als Hauptbestandteile des neuen Flugzeuges, Fahrwerk, Rumpf, Tragflächen und Triebwerk aneinander. Aus einem besonderen Raum der Werkhalle werden die Bordwaffen herangeschafft und von Waffenmeistern eingebaut. In einer weiteren Abteilung arbeiten nur Elektriker, Funktechniker und Ingenieure. Ihr Spezialgebiet sind die Funkanlagen sowie eine verbesserte Navigationsausrüstung, durch die sich beispielsweise dieses Flugzeug von der „Galeb" unterscheidet.

War die „Galeb" ein ausgesprochenes Schulflugzeug, ausgerüstet mit zwei 12,7-mm-Maschinengewehren bei maximaler Zuladung von zwei 158-kg-Bomben oder von sechs Raketen, so ist die aus ihr entwickelte „Jastreb" ein leichter Jagdbomber, vorwiegend einsetzbar für den Erdkampf. Äußerlich unterscheiden sie sich nur durch die Länge der Kabine (wenn man davon absieht, daß auch die „Jastreb" u. a. als zweisitzige Trainerversion gebaut wird) und die Bewaffnung.

Die „Jastreb" verfügt über drei 12,7-mm-MG und sechs 57-mm-Luft-Boden-Raketen. An Bombenlasten kann sie mitführen: maximal 2×250 kg Sprengbomben oder zwei Brandbomben zu je



Nur geringfügig unterscheidet sich die „Jastreb" in ihrem Äußeren von der hier abgebildeten Schwesterversion „Galeb". Sichtbares Merkmal ist z. B. bei der Trainerausführung lediglich ein drittes Maschinengewehr im Bug. Die „Jastreb" entwickelt eine Höchstgeschwindigkeit von 820 km/h. Ihre Start- und Landegeschwindigkeit von 156 km/h erlaubt den Einsatz von unvorbereiteten bzw. kleinen Plätzen aus.
Wie die „Galeb" ist auch die „Jastreb" kunstflugtauglich (A). Sie kann zur Luftbildaufklärung (B) sowie gegen Luftziele (C) oder im Erdkampf (D) eingesetzt werden.
Bei der Aufklärervariante sind zwei Luftbildkameras in den Behältern an den Tragflächenenden installiert.



Drohend ragen die drei 12,7-mm-Maschinengewehre aus dem Bug. Äußerste Sorgfalt ist die Hauptanforderung an die Arbeit aller Mechaniker und Monteure. Beim Aufnieten der Beplankung steht der Rumpf vertikal im Montageturm. Gefährliche Schönheit. Die Raketen werden als Außenlasten mitgeführt.

100 kg oder zwei Leuchtbomben zu je 45 kg. Gegenüber der „Galeb" besitzt sie eine verstärkte Zelle, ein leistungsfähigeres Triebwerk, die schon erwähnte vervollkommnete Navigationsausrüstung und eine neue Funkanlage.

Schließlich und endlich steht dann der junge „Falke" in seinem frischen Farbenschmuck vor dem anerkennenden Beschauer. Er reckt seine Flügel und – muß einstweilen noch schön am Boden bleiben. Denn nun wird er zunächst einmal auf Herz und Nieren geprüft, angefangen bei der werkseigenen Kontrolle bis zur Armeeabnahme. Und erst wenn ihm auch dort seine Diensttauglichkeit im „Wehrpaß" bescheinigt wurde, ist er reif für die Flugerprobung bzw. für das Einfliegen. Dabei zeigt sich dann, ob und wo er vielleicht noch ein kleines Wehwehchen hat, von dem man ihn noch heilt, bevor er endgültig seinen Dienst antritt – als wehrhafter Bruder der „Taube".

G. B.

ARMEE Rundschau

HEFT 12
DEZEMBER 1971
PREIS 1 MARK

3 Oberstleutnant Dr. Usczeck antwortet
4 Scharfschützengeschichten
10 Das Parteidokument
12 Postsack
15 Buch/Film
16 Hautnah am Armeegeschehen
22 Geologie aus dem Orbit
24 Brandin gibt nicht auf
28 AR-International
32 Zeigt her Eure Sohlen
38 Anekdoten
40 Tanz im Grenzgebiet
44 Auf in den Süden
48 Die aktuelle Umfrage
51 Das Bauernmädchen aus Domremy
58 Militärtechnische Umschau
60 1:0 für Otto
72 Soldaten schreiben für Soldaten
74 Typenblätter
76 Alter Sport mit jungem Blut
84 DDR – unser Vaterland
88 AR-Technik-Porträt
90 Die Taube, die zum Falken wurde

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 530761 · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · Lizenz-Nr. 1613 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestraße 20 – in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb – in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 – in der BRD und in Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG-Werbung Berlin, Berlin – Hauptstadt der DDR – und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Behrendt, Scheffler
Die Redaktion wurde am 1. 11. 1968 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 12. 10. 1971

Fotos: Geb./Uhlenhut (2), Titel, S. 48, 49; Gebauer (15), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 60, 61, 62, 63; Uhlenhut (9), S. 32, 33, 34, 35, 36, 37; DEFA (1), S. 15; Armeefilmstudio (6), S. 16, 17, 18, 19, 21; Archiv (7), S. 30, 58, 66, 67, 68, 74; Syndomen (1), S. 27; ZB (6), S. 28, 29, 76, 84, 85; ZB/Kluge (2), S. 78, 79, 80, 81; ZB/Martin (1), S. 81; ZB/Studre (1), S. 85; ZB/Schlegel (1), S. 67; Stege (1), S. 30; Schubert (4), S. 40, 41, 42, 43; Nowosti (4), S. 58, 64, 65, 67, 68; Rowell (2), S. 61, 77; Kilian (4), S. 61, 62, 63; Hänel (1), S. 62; Balinski (4), S. 60, 61, 62, 63; Backmann (3), S. 74, 75; Kronfeld (4), S. 76, 77, 80; Fischer (1), S. 87; Kulitschenko (1), S. 69; Tass (1), S. 68; MBD/Walzel (1), S. 66; „Front" (4), S. 92, 93; Szabóky (1), Rücktitel.

STAR-Ballette

Die Vári-Zwillinge

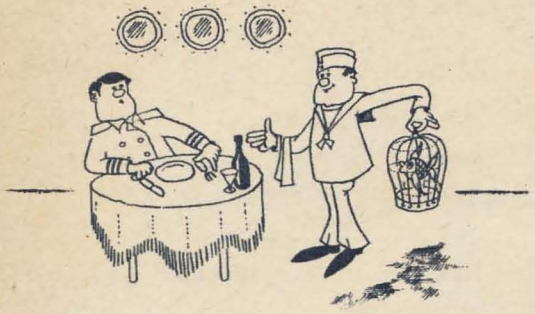
Auf mein Klingeln in der Budapester Wohnung öffnete Judit. Oder war es Agnes? – Wer soll sich da auskennen? Die „Vári-Zwillinge" gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Weder ihre Kleidung, noch die Personalien verraten einen Unterschied. Augen: braun. Haarfarbe: braun. Größe: 1,65 m. Aber ihr Lied, „Zwilling sein ist schwer", mit dem sie sich im DDR-Schlagerstudio vorstellten, gilt nur für Fremde. Die zwei selbst freuen sich darüber und verdanken ihrem „Doppelleben" einen Teil ihrer erfolgreichen Laufbahn, die schon in der Laientanzgruppe des Gymnasiums begann. Ihr erster öffentlicher Auftritt war auf einer Kasemenbühne bei der Ungarischen Volksarmee. Neben stürmischem Applaus beschenkte sie ein Soldat mit einem jungen Sperling, der sich in der Familie bald heimisch fühlte. Ausgerechnet er, obwohl kein guter Sänger, war Anlaß für Agi und Jutka, es selbst mit Singen zu probieren. Und daß dieser Versuch klappte, bewiesen sie in Ungarn und in der DDR! Überall war man begeistert von dem singenden, tanzenden Zwillingspaar.

Bereits 1970 belegten sie den 1. Platz auf einem DDR-Liederfestival. Das „schwere Zwillingsleben" hat sich inzwischen mancherorts „herumgesungen". Ihre Klage aber, daß sie stets die gleichen Röcke, Blusen, Schleifen und Jacken tragen mußten, wird sich demnächst ändern: Im Rahmen einer Modenschautournee der Fa. HUNGAROTEX werden sie in Kanada nicht nur singen und tanzen, sondern auch Modelle vorführen.

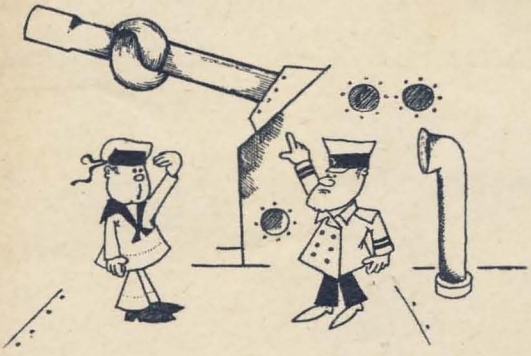
Zuvor jedoch kommen Agi und Jutka noch zu einem Galaabend in die DDR. In Budapest warten zwei neue Funktitel: „Darauf gibt's kein Gesetz" und „Steig auf wie der Gesang", berichtet Judit. Oder Agnes?! – Also eine der beiden war es bestimmt!

SO'N REES

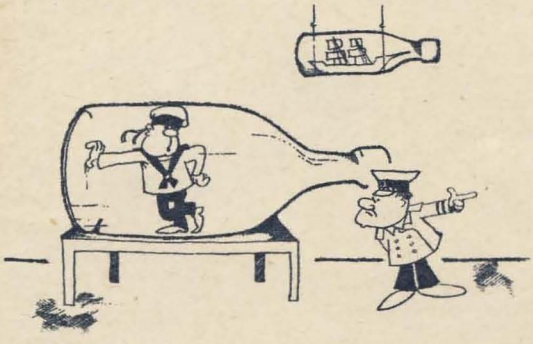
Witze von Soldat Manfred Pirlich



Was denn? Schon wieder fliegenden Fisch?



Ihre Vorliebe für Seemannsknoten geht mir langsam zu weit!



Also gut! Sie kriegen Ihren Urlaubsschein – aber sofort kommen Sie da raus!

Warum so pessimistisch? Die Revierförsterei muß ganz hier in der Nähe sein!